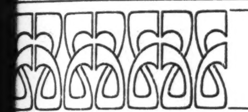
Unser Blatt

Christliche Monatsschrift,

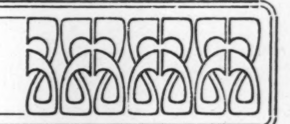
[..]rausgegeben im Auftrage der Allgemeinen Bundeskonferenz der Mennonitengemeinden der SSSR in Moskau 1925.

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit."

[.]1. Jahrgang. April 1926. Nr. 7.



Licht und Wahrheit.



Die Einheit der Kinder Gottes.

Es liegen in der Redaktionsmappe schon recht [vi]ele Artikel, die in stiller Ergebenheit (weil [de]r Raum es nicht erlaubt) der Stunde harren, [wo] sie in den Spalten „Unseres Blattes", vom [ri]chtigen Setzer fein sauber eingekleidet, das [Li]cht der Welt erblicken. Von allen Seiten und [Hi]mmelsrichtungen sind sie hier zusammenge[fl]offen: vom fernen Sibirien oder Turkestan, [au]s Nord und Süd, von der Hand eines alten [be]währten Mitarbeiters der früheren menno[ni]tischen Zeitschriften geschrieben oder als erster [V]ersuch eines jungen Schreibers. Und so ver[sc]hieden, wie der Ort und die Verfasser der [A]rtikel sind, so verschieden ist auch der Inhalt [de]rselben: Frohes und Trübes, Erhebendes, [ab]er auch tief Niederdrückendes, Gutes und [B]öses, wie es sich eben im Leben unserer Ge[m]einden wie Ebbe und Flut immer wieder [a]bwechselt. Ganz verschieden, und doch — [au]s allem tönt der **eine Ton** heraus, tritt die [ei]ne **Erkenntnis** bestimmt zu Tage, das Be[w]ußtsein: wir sind ein Volk von Brüdern.

Und das sind wir. Und das wollen wir [se]in. Da sollte es denn Pflicht und Aufgabe [ei]nes jeden rechtschaffenen Christen sein, mitzu[ar]beiten, mitbeizutragen, daß dieses Band der [E]inigkeit, das Band der brüderlichen Liebe [i]mmer fester untereinander geknüpft werde. [U]nd das ist unbedingt möglich; wenn die [L]iebe Jesu uns dringet. (2. Kor. 5, 14.) Diese [L]iebe ist die Hauptbedingung.

In einer Bildergalerie steht ein einsamer [B]esucher vor dem Bilde des gekreuzigten Hei[l]andes. Still, ganz still ist es um ihn her. [T]ief in Gedanken versunken, sieht er das schmerzerfüllte Antlitz des sterbenden Erlösers an. Ja, je länger er das Bild anschaut, je tiefer wird der Eindruck, den es auf ihn ausübt. Und überwältigt vom tiefen Schmerz, aber auch dankbarer Liebe spricht er halblaut vor sich hin: „Mein Jesus!" Da sagt unerwartet eine Stimme neben ihm: „Auch mein Jesus!" „Und auch mein Jesus!" sagt ein dritter Besucher mit bewegter Stimme. Und diese Drei, die sich bis dahin im Leben nie gesehen, reichen sich in herzlicher Liebe die Hand — als Jünger eines Heilandes. Sie fragen nicht einander, zu welcher Gemeinde oder Gemeinschaft sie daheim gehören. Sie fühlen sich im Herrn verbunden, so wie Zinzendorf es in einem seiner Lieder ausführt: „Er ist unser, wir sind sein."

So sollte es auch bei uns sein. **Wir sind ein Volk von Brüdern.** Was uns so oft trennt, sind rein äußerliche Dinge, sind nur Nebendinge. Was uns verbindet, ist das selige Wissen, „daß ich einen Heiland habe, der vom Kripplein bis zum Grabe, bis zum Thron, da man ihn ehrt, mir, dem Sünder, zugehört". Ja, Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Im Nachfolgenden bringen wir eine Mitteilung, die sich mit derselben Frage beschäftigt und die, wie wir es freudigen Herzens feststellen, zu derselben Lösung dieser Frage kommt.

Ja, das freut uns, und wir sind gern bereit, auch weitere Artikel dieser Art aufzunehmen, damit diese Erkenntnis sich immer mehr und immer tiefer in unserer Mitte Bahn breche:

wir sind und bleiben ein Volk von Brüdern. Wir müssen diese Einheit nicht erst machen, sie ist da, die Einheit, und besteht in Jesu Christo. An uns aber, seinen Jüngern, denen, die es mit Ernst sein wollen, liegt es, sie nun zu verwirklichen.

Nur wenig Worte.

Es war wie aus meinem Herzen geredet, als ich heute in „Unserem Blatt" in dem Berichte von Sagradowka die köstlichen Worte las: „So sollte es eigentlich an allen Orten sein. Wenn wir auch verschiedener Erkenntnis sind, aber anerkennen als Brüder sollten wir doch einander." Ja, wann wird endlich die von vielen Kindern Gottes heißersehnte Stunde schlagen, daß auch nach außen hin **ein** Hirte und **eine** Herde sei! Leider, leider muß heute noch das Lied gesungen werden: „Noch stehet tief zerrissen das große Volk des Herrn, man kann einander missen, man bleibt einander fern." — Wir sehen, daß die Mächte der Finsternis sich zusammentun; sollten sich nicht alle Gläubigen angesichts der drohenden Gefahr zusammenschließen, um vereint gegen den mächtigen Feind vorzugehen? Nirgends wie hier ist das bekannte Sprichwort so am Platz: Einigkeit macht stark! — Der Herr ist nahe. Die Stunde ist nicht mehr fern, wo er die Seinen sammeln wird. Der Herr wolle allen seinen Kindern die Gnade schenken, alle falschen Zäune von falschen Stellen hinwegzutun!

P.







Es wird nicht dunkel bleiben.

(Jesaja 8, 23.)

1. Es wird nicht dunkel bleiben über denen,
Die hier in Angst durch finstre Täler gehn;
Der Heiland zählt und trocknet ihre Tränen,
Sie sollen Licht bekommen, Hilfe sehn.

2. Es wird nicht dunkel bleiben, warte, glaube,
Gott spricht das Wort verheißend auch für dich;
Er läßt dich nicht dem Sorgengeist zum Raube,
Er reißt heraus, er tut es königlich.

3. Es wird nicht dunkel bleiben, bald wird's tagen;
Der Herr kommt immer, wenn man's nicht gedacht;
Er braucht ja nur ein leises Wort zu sagen,
Und alles, alles ist zurechtgebracht.



4. Es wird nicht dunkel bleiben, sag' dir's heute,
Wenn finstre Wolken deinen Pfad umdrohn
Und die Verzagtheit dich begehrt als Beute.
Hinweg den Sorgengeist: Gott hilft dir schon.



5. Es wird nicht dunkel bleiben. Laut soll's klingen:
Der Morgen tagt, das Sonnenlicht ist nah!
Glückselig, wer vertraut: ihm wird's gelingen.
Es bleibt nicht immer dunkel; Gott ist da!

M. Burg.

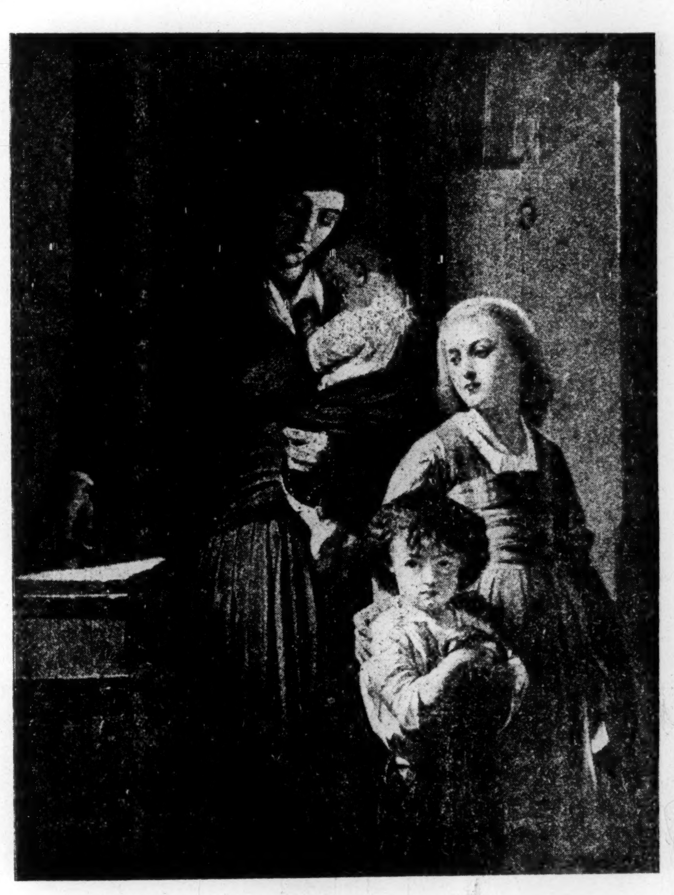
... denn solcher ist das Reich Gottes.

Matthäus 18, 1—11; Markus 10, 13—16.

Jesus segnet das Kind. Menschen waren
ekommen und gegangen: große Philosophen,
ächtige Staatsmänner, bedeutende Schriftsteller,
eschauliche Mystiker, erhabene Künstler. Für
as Kind hatte niemand etwas übrig. Ein
Weiser Griechenlands hatte Wichtigeres zu tun,
ls Kindlein zu liebkosen, der Staats-
mann sah im Kinde nur ein nützliches
Objekt, der Mystiker hatte mit sich
elbst zu tun, der Schriftsteller ahnte
ichts von den seelischen Leiden eines
Kindes, achtlos ging der Künstler an
er Schönheit eines unschuldigen Kinder-
ntlitzes vorbei. So gingen die Kinder
u Grunde, ehe sie erblühten; aus
Mangel an Liebe welkten sie in ihrem
eelischen Elend dahin. Den Eltern
ine Last, den Göttern zur Rache —
as ist ein Merkmal des alten Hei-
entums.

Da kam Jesus. Er ruft die Kinder
u sich, er herzt sie, er segnet sie. Der
Weltenheiland bleibt beim einzelnen
Kinde stehen. Das ist wahrhaftige
Größe. Der Vollendete sieht schon in
er Kinderseele keimartig die himmli-
che Vollendung. Jesus entdeckt den
Ewigkeitswert der Kindesseele. Das
t Reich Gottes. Mein Kind ist das
Reich Gottes, seine Umgebung ein
Heiligtum. Eng und klein ist der Raum,
hne Säulen, vier einfache weiße Wände.
Dazwischen die Bettlein, darüber der
Stern von Bethlehem. Dies Heiligtum
t die Kinderstube. So alt ich auch
chon geworden bin, so viel ich auch
elbst erlebt habe, **wirkliches Gottes-
rlebnis**, es gibt auch für mich nur
inen Weg ins Reich Gottes, ins
Himmelreich: umkehren und werden
wie die Kinder! Aber nicht nur das Himmel-
eich ist der Kinder. Den Kindern gehört alles
— vor allem die Zukunft. Die Weltgeschichte
wird in der Kinderstube bestimmt. In der
Familie, in dem Heiligtume der Kinder, ruhen
ie Pfeiler des Staates, der Gesellschaft. Wie
raurig sieht es aber in vielen Kinderstuben
us. Wie zerrissen ist manches Familienleben!
Wo die Liebe fehlt, da mangelt's an Frieden.
Wo aber das Glück verschwand, da nahm's
ie Kraft, die Leben spendende Kraft mit sich
ort. Manch' Heiligtum ist längst zerstört.

Aber der Kinder ist das Reich Gottes, so
st es laut göttlicher Verheißung und Bestimmung. Das gilt auch für die, die längst in Leid und Not verblichen sind. Die Kraft, die Bestimmung hat Gott in sie hineingelegt. Daneben sät aber auch der Dämon seine Saat. Der Dämon, den „Gebildete" leugnen, aber erbärmlich fürchten. Der nicht sein soll, und doch bei jeder Erregung angebetet wird. Dieser Dämon ist am meisten um die Kinder besorgt. Nur eine Kraft kann gegen ihn bestehen — J e s u s.



Das Scherflein der Witwe.

Darum lasset die Kinder zu Jesus kommen. Ihnen gehört das Himmelreich. Beim Herrn sind sie daheim. Die Kinder gehen nicht immer allein zu Jesus. Vor lauter Gestrüpp, weltlichem Vergnügen, Tanz, böser Gesellschaft ist ihr Blick getrübt, ihr Gang erschwert. Sie können nicht mehr allein gehen. Die Welt hat ihre Kraft aufgezehrt. Wissen wir das? Mütter, haben wir acht darauf. Sie **brachten** die Kindlein zu Jesus. Wenn die Eltern ihre

Kinder zu Jesus bringen, dann kommen sie hin. Du hast deinen Sohn, deine Tochter vielleicht oft genug zum Herrn geschickt, ohne daß sie sich begegnet sind. Kam dein Kind dann bis zu Jesus, weil Mutter es wünschte und Vater es befahl, dann war auf dem einsamen Weg zur Kirche so viel böser Same ins Kinderherz gefallen, daß es besetzt war, ehe es von dem Worte des Lebens erreicht werden konnte. Und das geschah, weil das Kind nicht zu Jesus gebracht, sondern geschickt wurde. Die Kinder wollen den Weg nicht allein gehen.

Manche Eltern haben ihre Kinder jahrelang zu Jesus geschickt, in den Religionsunterricht, wo sie ihn, den Heiland, finden sollten. Später gab's großes Staunen, Ohnmacht, Klagen und Tränen. Das Kind fand am Tanze mehr Gefallen als am Gebet, hing mehr an schönen Kleidern als an ehrbarem Leben. Alles geht schlicht und einfach. Wo die Eltern nicht persönliches, lebendiges Christentum haben, da erwartet man es umsonst von den Kindern. Die meisten Kinder folgen ihren Eltern, auch wenn es zu Jesus geht. Sollen die Kinder aber den Weg allein gehen, schickt man sie vorauf, dann gehen sie ihre eigenen Wege. Beides ist ganz natürlich. Laß die Kinder dir folgen! Folgen zu Jesus! Die Kindesseele empfindet es als einen Hohn, als eine Geringschätzung, wenn es beten soll, ohne die Eltern beten zu hören. Dieser Hohn und diese Geringschätzung wird von den erwachsenen Söhnen abgeschüttelt und von den Töchtern schamhaft versteckt. Bete **mit** deinem Kinde, bete aber noch mehr **für** dein Kind. Sprich mehr zu Gott von deinem Kinde, als zum Kinde von Gott.

Was du tust, tue es ganz. Geh vom Wort zur Tat. Führe dein Kind zu Jesus. Dabei können die Eltern zu Kindern werden. Bei dieser Gelegenheit gibt's Anschauungsunterricht im Reiche Gottes vom Reiche Gottes. An den Kindern sollen wir's lernen.

Jahrelang haben wir die Kinder zu Jesus geschickt, in den Religionsunterricht. Es war so bequem. Alles für ein bischen Geld zu haben. Da ließ Gott Männer das Staatsruder ergreifen, die seine Befehle ausführen mußten. Das Schicken ist verboten. Das Bringen wird von dir gefordert. Die Lage ist wohl unbequem, aber durchaus heilsam. Wann hätten wir Schicken und Bringen unterschieden, wenn's nicht so gekommen wäre. So dient alles dem Reiche Gottes. (Phil. 2, 10, 11.)

Die Kinder wollen sich aber nicht immer fügen. Oft trotzen sie sehr — auch Gott, besonders wenn die Eltern sich niemand fügen — keine Macht über sich kennen als ihre Leidenschaft. Keine Lehre kann uns da helfen, auch keine Religionslehre. Zur Erlösung braucht's mehr als eine Lehre. Das Christentum ist überhaupt keine Lehre, es ist eine Kraft, die da selig macht. Verblendeter Irrtum, wer das Christentum erlernen will. Weil es aber nicht zu erlernen ist, darum ist's auch nicht zu widerlegen.

Christen werden geboren. Das muß man wissen, wenn man Kinder erziehen will. Die Kinder **haben** nicht das Reich Gottes, sie sind das Reich Gottes. Zwischen **Haben** und **Sein** gab's manche verhängnisvolle Verwechselung. Viele kannten den Unterschied nicht, andere legten sich's falsch aus. Weißt du noch, wenn ein Freier kam, ein ganz fremder Mann, wie der besorgte Vater dann forschte und fragte: „Was **hat** er?" Das Wort hatte einen Klang. Und klang nicht das Wort, so klang das Geld. Der Mann hat Geld; der Mensch kann Geld haben. Aber nie hat er das Reich Gottes. Das kann man sich nicht erwerben, durch kein Geld, durch keine Frömmigkeit, durch keine Gemeinde, durch kein Werk. Viele **hatten** gruselich viel und **waren** erbärmlich wenig. Als das **Haben** dann durch Zeit und Sturm schwand, da war's auch um das **Sein** geschehn. Da sitzen sie bei uns in dem Nebenhäuschen, in der Anwohnerreihe. Mancher war auf Kosten des Seins zum Haben erzogen. Jetzt sind sie doppelt arm.

Was der Mensch ist, dazu wird er geboren... aus Wasser und Geist. Dahin müssen auch unsere Kinder kommen. Heute mehr, denn je. Wir können es ihnen so schön zeigen, wie viel glücklicher und besser die Christen sind. Wir haben überall Gelegenheit, ihnen den Unterschied klar zu machen. Auch in der Erziehung erwartet die enttäuschte Welt viel von den Kindern Gottes. (Römer 8, 19—22.) Wo sie es nicht findet, da zertritt sie es.

Köstliche Verheißungen haben wir für unsere Kinder. „Die mich frühe suchen, finden mich." Die Umkehr ist heute leichter denn je. Wir sind leichter zu Fuß. Der weltliche Ballast ist ziemlich geschwunden. Auch manche Perle ging mit ihm zu Grunde. „Die mich frühe suchen." Noch einmal möchte ich dieses „frühe" für mich zurückbeten. „Die finden mich." Auch ich möchte dich finden, du großer Gott. Neu erleben mit meinen Kindern. Umkehren und werden wie ein Kind . . . wieder sich freuen wie ein Kind, leben in heiliger Sorglosigkeit, ohne Zweifel, ohne Anfechtung — immer glauben und hoffen. O selig Kind, ein Kind zu sein. Amen.

Pr.

Der Wandel im Licht.

1. Joh. 1, 7.

Es hat vielleicht noch nie eine Zeit gegeben, der man sich so viel bemüht hat, die Menhen miteinander zu verbinden, als in unseren agen. Doch gerade diese Anstrengungen liern den schlagendsten Beweis, daß es an der wünschten Einigkeit fehlt. In einer Familie, o der Friede wohnt, braucht man sich doch icht zu bemühen, Frieden zu schaffen.

Mangelt es nun aber auch bei den Gläubin an dieser Einigkeit? Wie steht es heutzuge mit der Gemeinschaft der Kinder Gottes? ie stimmt ihr gegenseitiges Verhalten mit m Ausspruch der Bibel: „Daran wird jederann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, ihr Liebe u n t e r e i n a n d e r habt?" Muß an nicht auch unter den Gläubigen beobachn, daß das **Trennende** in den Vordergrund rückt, während das **Gemeinsame** weniger etont wird? Wird nicht durch gegenseitige ieblosigkeit der Ausbau des Reiches Gottes ark gehindert? Wie soll es besser werden in r Gemeinschaft der Gläubigen?

Der Apostel Johannes zeigt einen solchen Weg, dem er sagt: „So wir im Lichte wandeln, wie ott im Lichte ist, dann haben wir Gemeinhaft untereinander." Wollen wir untereinanr Gemeinschaft haben, dann ist erforderlich, ß wir im Lichte wandeln. Tun wir dieses icht, dann kann die Vereinigung der Form ach noch so innig sein, so fehlt doch die rechte inigkeit. Wie Gott im Lichte ist, so soll daslbe auch unser Element sein, in dem wir andeln, — dann kommt die Gemeinschaft von lbst. Um aber im Lichte wandeln zu können, **uß die Sünde entfernt werden.** Ein juner Mann ließ, wie es heute viel geschieht, ine Hand in dem Lichte der Röntgenstrahlen uf einer besonders zugerichteten Platte photoraphieren. Da stellte sich heraus, daß er schon eizehn Jahre, ohne es zu wissen, von einem nfall her in der Hand einen Glassplitter mit h herumgetragen habe. Nun aber, da er dien auf dem Bilde sah, vermochte er ihn keine cht Tage mehr zu ertragen. Er schmerzte ihn ßt Tag und Nacht, und er ruhte nicht eher, s der Splitter durch eine Operation entfernt urde. Wie oft mag mancher Mensch monatend jahrelang schärfere und schlimmere Dinge n Herzen und Gewissen herumtragen, ohne es spüren und zu wissen, bis er sie plötzlich in em Lichte sieht, das heller und durchforschener ist, als alle Röntgenstrahlen: in Gottes icht. Ja, zuerst Licht! Gottes erstes Wort bei r Schöpfung war: „Es werde Licht!" Ohne ottes Licht wird sich kein Mensch bekehren können. Fangt mit einem Sünder an, was ihr wollt: alle eure Bekehrungsversuche werden sich als verlorene Liebesmühe erweisen. Zuerst muß der h. Geist kommen und einige Strahlen göttlichen Lichtes in das menschliche Herz fallen lassen. Dann erschrickt der Sünder; plötzlich hat er keine Ruhe mehr; Tag und Nacht empfindet er den Schmerz, den die Sünde verursacht, bis er zur Erkenntnis gelangt: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde." Das ist der Weg zu unserem eigenen Heile gewesen, nicht wahr? Und das ist dein Weg, lieber Mitsünder, wenn du zu der Gemeinschaft unter dem Lichte gehören willst. Doch das ist noch nicht alles. Sind die Augen erst einmal geöffnet zur Selbsterkenntnis und zur Erkenntnis Christi, dann gilt es weiter zu **wandeln** im Licht.

Wir finden im Alten Testament das Bild eines Kindes Gottes, welches im Licht wandelte und das sehr genau unterscheiden und auch scheiden konnte, dieses ist Sünde, ich darf es nicht tun; jenes ist göttlich, ich will es erwählen. „Wie sollte ich ein solch großes Übel tun und wider meinen Gott sündigen", war das Grundgesetz seines Herzens. Es war Joseph. Das sollte auch unser Grundsatz sein. Dann werden wir es erfahren, daß je länger wir im Licht werden gewandelt haben, desto klarer das Auge wird, und desto empfindlicher wird es gegen das Böse. Ja, die Sünde, deren Dienst sich mit einem Wandel im Licht nicht vereinigen läßt, muß fort; anders wird die Gemeinschaft nicht gefördert, sondern nur gehindert. **Wenn wir im Lichte wandeln, lernen wir einander vertrauen.** Das Mißtrauen ist so groß, das Mißtrauen der Christen untereinander. Wir wagen einander wohl die Hand zu reichen, während die Herzen weit von einander entfernt bleiben. „Man kann nie wissen! Man wurde schon so oft betrogen! Wie kommt es, daß wir so oft jemand für einen Gläubigen ansehen, der sich später als ein schlechter Mensch entpuppte, und daß wir so oft an einem, der wirklich gläubig ist, mit mißtrauischen Auge vorbeigehen." Es kommt daher, daß wir noch nicht im vollen Lichte stehen; die Finsternis, in der wir wandeln, macht, daß wir beiderseits nicht recht wissen, was wir aneinander haben.

Wir müssen ins **volle Licht kommen.** „Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen", lesen wir in 2. Kor. 3, 2. Das sollen Kinder Gottes sein; es ist aber nur möglich, wenn sie **im vollen Lichte wandeln.** Dieses aber schreck

manch ein Kind Gottes ab von dem Lichte, denn dann kommen auch unsere zahlreichen Gebrechen ans Licht und werden dem öffentlichen Urteil ausgesetzt. Doch davor fürchten sich wahre Lichteskinder nicht, denn sie lieben das Licht. Wollen wir also wirklich Gemeinschaft untereinander haben, so laßt uns im Lichte wandeln, und wir werden es erfahren, daß solcher **Wandel uns auch näher zu Gott bringen wird.** Durch ein Leben in seinem Dienst, durch einen Wandel im Licht werden wir vielmehr mit ihm verbunden, als durch die Lehre von diesem Wandel. Gott ist die einzige Einigkeit. Je enger wir mit ihm verbunden sind, desto mehr werden wir uns gegenseitig näherkommen. Wie die Speichen eines Rades in der Nähe des Mittelpunktes näher beieinander sind, als im Umkreis. Wahrlich, wenn wir Gott lieben, den wir nicht sehen, dann wird es unmöglich, den Bruder nicht zu lieben, den wir sehen. Wenn wir ihm fest verbunden sind, wird auch das Band, das uns mit den Seinigen verbindet, immer fester. Nur auf diesem Wege kann unsere Gemeinschaft zur vollen Herrlichkeit gelangen. Und je näher wir Gott kommen, desto deutlicher werden wir den Willen Gottes und unsere Aufgabe erkennen. Durch das Wandeln im Licht werden die Gläubigen zu wahren Lichtträgern, deren Aufgaben wir im 1. Buche Mose finden. Das Licht war schon vor der Sonne und den Sternen vorhanden. Nun aber sammelte Gott es und übertrug es den Lichtträgern, indem er sprach: „Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheinen Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre." Der größte und be Lichtträger ist die Bibel. Sie sagt uns g deutlich, was recht und was böse ist; mit dern Worten: sie scheidet klar Tag und Na Licht und Finsternis. Laßt uns darum ge in unserer ernsten Zeit auf Gottes Wort ach Diese Sonne, die Bibel, wirft ihr Licht den Mond, die Gemeinde der Gläubigen, diese soll dann das Licht auf die dunkle Er die unbekehrten Seelen, übertragen.

Jetzt noch eine Frage zum Schlusse: „Wo w delst du gegenwärtig: im Lichte oder neb dem Lichte?" Nur wenn du im Lichte wande kannst du deiner Aufgabe als Lichtträger na kommen. Hälst du dich aber neben dem Lic auf, so bist du einer großen Gefahr ausgese was ich dir an einem Beispiel zeigen möch

Ein Neger wurde einst von seinem He gefragt, warum er immer zu den Versam lungen der Frommen laufe. Dieser nahm d auf eine Kohle aus dem Ofen, legte sie a die Erde und sagte nach einem Augenbli „Massa, sie wird schwarz." Nach einigen Aug blicken sagte er: „Massa, sie wird kalt." Da legte er sie wieder in den Ofen und rief na einem Augenblick: „Massa, sie wird warm Massa, sie wird rot! So geht es mir. Oh die Gemeinschaft mit Christo und seinem Vol werde ich kalt; aber die gläubige Gemeinde der Feuerherd, wo die einzelnen Kohlen gl hend werden." — Hast du Christum verlore Trage dein kaltes Herz in diese Glut, und wird wieder von seiner Herrlichkeit ergriff werden. Nur der Wandel im Licht ermögli eine wahre Gemeinschaft unter einander.

...en ...n

Welche Stunde ist's jetzt auf der Weltuhr?

(Fortsetzung.)

6. Charakteristisch für unsere Zeit ist ferner neben der glänzenden Bestätigung der biblischen Prophetie das vollständige Fiasko der falschen Weissagung, sonderlich auch der modernen Geschichtsphilosophie. Diese hatte die Auffassung der antiken Kulturvölker von einem ewigen Kreislauf der Dinge (Keimen, Wachsen, Blühen, Welken, Sterben) über Bord geworfen und an ihrer Statt die Lehre von einer endlosen Entwickelung (Evolution) aufgestellt, welche als Anfangspunkt der Menschheitsgeschichte den Darwin-Häckelschen „Affenmenschen" und als Endpunkt den „Übermenschen" Nietzsches setzte, beide in unendlichen Fernen gedacht. Bis tief in christliche Kreise hinein benebelte der Evolutionstraum, der natürlich auch den biblischen Schöpfungsbericht glatt ablehnte, das Denken der Gebildeten. Man solle doch einmal aufhören, die Menschen m apokaliptischen Katastrophen zu schrecken, schri der Petersburger Pastor Gelderblom; denn nic vor Katastrophen ständen wir, sondern vor neue großen Aufschwüngen. („Vom Himmelreich.")

Die Kulturseligkeit schien kurz vor dem We kriege ihren Höhepunkt erreicht zu habe Bildung und Fortschritt wuchsen ja zusehend Friedens- und Weltreligionskonferenzen wurde abgehalten, Völkerverbrüderungsfeste gefeie Wie aber in Zeiten der Gerichtsreife gewöh lich, so richtete sich die Selbstherrlichkeit u der Größenwahn der Menschen auch jetzt b wußt gegen Gott. „Eine Seele haben nicht; Hölle und Teufel gibt es nicht; u einen Erlöser brauchen wir nicht; der Mensch ist sein eigener Gott!" Das war das herau fordernde Glaubensbekenntnis von Millione

us allen Volksschichten der sogenannten Chri-
tenheit. Ja, der Jenaer Professor Häckel wit-
elte sogar vor seinen Studenten, Gott sei ein
„gasförmiges Wirbeltier“, und Professor Drews
von Berlin reiste umher und suchte in ernst-
gemeinten Vorträgen zu beweisen, die Evan-
gelien seien nichts als Märchen: Jesus habe
überhaupt niemals gelebt. —

Zu solchem Treiben schwiegen nun aber auch
die bibelgläubigen Christen nicht. Gestützt auf
die Schrift, die nur einen katastrophalen Ab-
schluß unseres Zeitalters kennt, stellten sie dem
gottentfremdeten verdorbenen Geschlecht das
göttliche Gericht in nahe Aussicht. Bekannt
sind mir solche warnenden Stimmen aus dem
jetzt so tief darniederliegenden Deutschland.*)
Mit staunenswerter Sicherheit prophezeiten sie
für die nächste Zukunft Weltkrieg, Hungersnöte
und Seuchen (Offenb. Joh. 6, 1—8). „In den
lustigen Karnevalssaal des modernen Lebens
wird der gewaltige Tod mit der Knochenfidel
eintreten und sein Lied aufspielen... O Land,
Land, höre des Herrn Wort! Über ein Klei-
nes! Über ein Kleines!“ So herzbeweglich
und ernst warnte z. B. E. Schreiner sein Volk
in der Broschüre: „Gottes Abrechnung mit den
Völkern Europas.“ Aber dergleichen Türmer-
rufe wurden in dem Jubelgeschrei der kultur-
berauschten Menge teils überhört, teils die
Warner als rückständige Finsterlinge direkt ver-
lacht. Der genußsüchtige Mann frönte nach
wie vor dem Alkohol (Deutschland verausgabte
damals für Tabak und geistige Getränke jähr-
lich 3 Milliarden Mark), das Mädchen der
Putzsucht; auf dem Tanzboden und der nächt-
lichen Promenade trafen sich beide. —

Da brach das Unwetter los, genau so uner-
wartet, wie 1. Thess. 5, 3 vorhergesagt war,
und der Abgrund zwischen wahrer und falscher
Prophetie trat zu Tage (Matth. 24, 24). Aber
auch jetzt, nach Kriegsbeginn, wandte sich das
Volk Deutschlands massenhaft statt zu Gott
lieber an die Wahrsagerinnen, so daß deren
Sprechsäle in Berlin polizeilich geschlossen wer-
den mußten, weil der Unfug ins Bedrohliche
wuchs. Außerdem verschafften sich viele Tau-
sende deutscher Soldaten Amulette (bis zu 20
Mark) und „Himmelsbriefe“, die auf der Brust
getragen wurden, da sie gegen „Kugel, Stich
und Hieb“ schützen sollten.

Und in anderen Ländern waren Genußsucht,
Unglaube und Aberglaube nicht geringer, auch
der selbstherrliche Größenwahn nicht. Nikolaus
der Zweite, z. B., der während des Krieges

*) Z. B. E. Schreiner: „Das Abendrot der Welt-
geschichte“, „Was bringt uns die nächste Zukunft?“;
E. Modersohn: „5 Minuten vor Mitternacht“, „Zeichen
der Zeit“; Dr. Dönges: „Was bald geschehen muß“ u. and.

umherreisend bramarbasierende Kriegsreden
hielt, schloß in Rostow eine über das bestän-
dige Wachstum Rußlands gehaltene Rede mit
der hochtrabenden Phrase: „So wirds fort-
gehen bis in alle Ewigkeit!“

Und heute? In seiner Broschüre: „Die kom-
menden Dinge“ (1922) sagt Professor Jäger,
ganz Mittel-Europa werde von Weltunter-
gangsstimmung beherrscht, viele andere Staaten
von Ratlosigkeit wegen finanzieller oder anderer
Schwierigkeiten; hoffnungsfroh blicke in dieser
todesmüden Welt nur noch das Häuflein gläu-
biger Christen, das seinen Herrn erwarte, in
die Zukunft. (Luk. 21, 25—28.)

7. Wie aber auf dem Felde beim Heran-
nahen des Sommers und der Ernte nicht blos
das Unkraut ausreift, sondern auch der Wei-
zen, also auch unter den Menschen von heute.
Auch an der Gemeinde Christi weisen verschie-
dene Merkmale unzweideutig auf die nahende
Welternte hin. Sie, deren Glieder sich früher
wegen geringer Lehrunterschiede oft zankten,
rückt in unserem Jahrhundert die Einheit im
Geist in den Vordergrund, und die Angehöri-
gen verschiedener Bekenntnisse und Völker rei-
chen sich über die trennenden Schranken hinweg
die Bruderhand. Auf deutschem Boden, wo
des konfessionellen Haders so schrecklich viel war,
sind dafür die jährlichen Allianzkonferenzen in
Blankenburg ein schlagender Beweis, weit mehr
aber noch die internationalen und interkonfes-
sionellen Weltmissions-Konferenzen, deren vierte
1910 in Edinburg stattfand. Auf der letzteren,
an der u. a. auch vier Mennoniten teilnahmen,
wurde sogar die Gründung einer Weltmissions-
Zeitschrift beschlossen, natürlich in der heutigen
Weltsprache, dem Englisch.*)

Auch nach innen ist ein sehr erfreulicher Fort-
schritt zu verzeichnen. Es hat sich nämlich der
Gedanke von dem allgemeinen, selbst die Frauen-
welt einschließenden Priestertum mehr und mehr
Bahn gebrochen, ein Gedanke, der zwar der ur-
christlichen Kirche eigen war, der aber schon sehr
früh durch die Sekte der „Nikolaiten“ (Offenb.
2, 6) d. h. eine von der Gemeinde sich trennende,
herrschsüchtige Geistlichkeit (Nikolai — Volks-
beherrscher) verdrängt wurde, so daß er sich
nur noch in allerlei „Brüderschaften“ wie die
unsrige erhalten konnte. Laute Zeugnisse für
den genannten Fortschritt sind: die Gemein-
schaftsbewegung, die ganze innere Mission, die
großartige Laienmissions-Bewegung, die ärztli-
chen und die Frauen-Missionsgesellschaften u. a.

*) Wenn nichtsdestoweniger gerade England als der
Hauptturheber des Weltkrieges bezeichnet werden muß,
so beweist das doch wohl, daß die englische, von uns
Deutschen gewöhnlich so hoch geachtete Frömmigkeit sehr
viel weniger echtes Gold birgt, als es den Anschein hat.

Organisationen, die von der in gläubigen Kreisen zunehmenden Bruder- und Nächstenliebe reden. Die Gemeinde Philadelphia (d. h. Bruderliebe) hat aber die Verheißung, „bewahrt zu werden vor der Stunde der Versuchung" (Off. 3, 10).

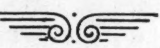
8. Allmählig, wenn auch nur sehr langsam, ist die Erkenntnis von der Missionspflicht der christlichen Kirche Gemeingut der protestantischen Konfessionen geworden. Jedoch nicht bloß das. Die evangelische Missionstätigkeit steigerte sich im vorigen Jahrhundert in bisher nie dagewesener Weise, so daß das Christentum heute doch weit mehr als die gleichfalls missionierenden Religionen Islam und Buddhismus (beide missionierten schon früher sogar in London, heute sehr wahrscheinlich auch in Rußland; in Berlin gibt es buddhistische Pagoden) von einer Weltmission sprechen kann. Zu den entlegensten und unkultiviertesten Heiden drangen die christlichen Missionare vor, wenn auch oft mit Lebensgefahr. Der Christliche Studenten-Weltbund hatte gegen Ende des Jahrhunderts sogar die Losung ausgegeben: „Evangelisation der Welt in dieser Generation!" Kurz vor dem Kriege sprach und schrieb man viel von der „Entscheidungsstunde der Weltmission", wobei die Gläubigen aller Länder zu tatkräftiger Missionstätigkeit aufgefordert wurden, damit die aufgewachten und nach europäischer Kultur verlangenden Asiaten und Afrikaner sich dieselbe nicht ohne das Christentum aneigneten.

Rußland allein verschloß sich gegen alle freiheitlich-religiöse Bewegung wie mit einer chinesischen Mauer, obwohl dieses Reich viele Millionen Heiden (an der oberen Wolga und in Sibirien) (die Tscheremissen und Wotjaken an der Wjatka stecken noch heute in dem primitiven schamanistischen Heidentum, stehen jetzt aber in Gefahr, von ihren Nachbarn, den sehr rührigen Kasanschen Tataren, mohamedanisiert zu werden) und Mohamedaner (in Turkestan und auf dem Kaukasus) hatte und die orthodoxe Kirche nur sehr wenig und dazu ganz äußerlich missionierte. Die Zerschmetterung des auf diese erstarrte und unduldsame Kirche (Pobedonoszew!) sich stützenden Kaisertums samt seinen adeligen und geistlichen Stützen war deshalb eine heilsgeschichtliche Notwendigkeit. Sich selber unbewußt, diente die Revolution, obschon sie nur politische und soziale Ziele verfolgte, wie die nur Honig und Wachs sammelnde Biene ja auch die Befruchtung der Blumen ausführt, ohne eine Ahnung davon zu haben. Mit den politischen Gefangenen zugleich erstanden nämlich aus Kerker und Verbannung auch Tausende lebendig begrabener Christen. Diese schlossen sich nun, nach Publikation absoluter Gewissensfreiheit, sofort mit den freigebliebenen Glaubensgenossen zu energischer Mission und Evangelisation zusammen.

Allein sehr bald erwiesen sich die einheimischen Kräfte für das ihnen obliegende Riesenwerk als viel zu schwach, besonders auch deshalb, weil der Unglaube und verschiedene Irrlehren (Sabbatertum, Pfingstbewegung) gleichfalls mit eifrigster Propaganda einsetzten. Scharenweise sollten deshalb Missionsfreunde **ein-** und nicht auswandern, damit die vielen so lange in Finsternis gehaltenen Völker Rußlands endlich auch Licht bekommen. Nicht zuletzt sollten wir Mennoniten aus unserer noch immer großen Passivität ganz heraustreten und allenthalben mit unserer durchschnittlich so reichlichen religiösen Erkenntnis wuchern, wobei uns unsere räumliche Zerstreutheit und die dadurch erleichterte Erlernung vieler Sprachen vortreffliche Dienste leisten könnte. Obzwar die Christianisierung der Menschheit nicht Aufgabe unseres Zeitalters ist, so muß doch, bevor Christus kommen kann, allen Völkern das Evangelium gepredigt worden sein „zu einem Zeugnis über sie". (Matth. 24, 14.) „Chronologisch ist ja die Erscheinung des Herrn unbestimmt; moralisch hängt sie aber davon ab, mit welchem Eifer wir sammeln für den Leib Christi." (Ströter.) „Wer will unser Bote sein?" (Jesaja 6, 8.)

9. Etwas an der christlichen Gemeinde früher nicht Wahrgenommenes ist auch ihre Zubereitung zum Empfange des himmlischen Bräutigams. In Predigten und auf Bibelstunden, außerdem in fast zahllosen Zeitungsartikeln, Broschüren und Büchern war schon früher, d. h. vor dem Kriege, die Wiederkunft Christi Gegenstand der Erörterung, wieviel mehr jetzt! Die Braut sieht das wachsende Verderben ringsum; sie sieht, wie die Menschheit mit jedem Tage mehr bankrott wird in jeder Hinsicht, wie die Verhältnisse sich zu einem gordischen Knoten zusammengeballt haben, den niemand lösen kann, und darum antwortet sie auf den immer lauter erschallenden Mitternachtsruf: „Der Bräutigam kommt!" mit dem bei ihr auch immer heißer werdenden Flehen: „O komme bald, Herr Jesu!" Richtig stehende Christen hüten sich aber auch jetzt vor den Prophezeiungen von allerhand „berühmten Professoren", Sabbatern und sonstigen Irrlichtern, die sie zu falschen Berechnungen verleiten könnten. Sie suchen vielmehr, durch treue Pflichterfüllung und gewissenhafte Arbeit an sich und andern des kommenden Herrn Wohlgefallen zu erwerben. (Matth. 24, 45—46; Joh. 3, 3.)

C. Orosander.





Geschichtliches.



Zum 400-jährigen Jubiläum des Täufertums.*)

Von Lic. B. H. Unruh.

Der Zweck dieses Jubiläumsartikels ist nicht unchristliche Verherrlichung des Täufer-, des Mennonitentums, sondern Selbstbesinnung und Selbstprüfung. Uns hilft kein Wahn, sondern nur die Wahrheit. Zur Wahrheit in unserm Fall gehört zunächst einmal die geschichtliche Wahrheit, das heißt, die zutreffende Erkenntnis dessen, was das ursprüngliche Täufertum wollte, erstrebte, wie es sich auswirkte und bewährte. Diese geschichtliche Wahrheit führt uns in die Vergangenheit.

Aber die bloß geschichtliche Wahrheit, so wichtig, so unentbehrlich sie ist, so sehr sie mit ein Fundament unserer Existenz als Mennonitengemeinde ist, reicht nicht aus. Neben der Wahrheit im geschichtlichen Sinne muß die Wahrheit als Gegenwartskraft und Gegenwartsleben stehen. Erst dann wird die Geschichte zum Erleben, das Gestern zum Heute. Es gibt eine Jubiläumsstimmung und Begeisterung, die mit Wahrheit wenig zu tun hat, wenn unter Wahrheit nicht Schein, sondern Sein zu verstehen ist. Wir können noch so sehr schwärmen von dem, was unsre Väter gewesen, wie sie gelitten und gestritten; wenn der Glaube, der in ihnen eine weltüberwindende Kraft war, nicht auch unser ganz persönlicher, ganz warmer Besitz wäre oder doch würde, wären wir nichts als Namen-Täufer, Namen-Mennoniten. Und darum liegt in dem 400-jährigen Jubiläum ein sehr großer Ernst!

Das Wesen einer Sache erkennt man in ihrer Wirkung, wie den Baum an den Früchten. Das Reich Gottes auch. Es besteht nicht in leeren Begriffen und Worten und Formen, sondern in der Kraft, die höher ist als Begriffe der Vernunft, stärker und mannigfaltiger als irgendwelche Formen. Jener Knabe, der seine kranke Mutter treu pflegte, kam schluchzend an ihr Krankenbett; der Lehrer hatte ihn hart getadelt, weil er nicht sagen konnte, was Barmherzigkeit sei. Ach, er lebte sie! Kraft ist nicht Schönrednerei, auch nicht Jubiläumspathos, Kraft ist Offenbarung eines Wirklichen. Und es gibt keine wirklichere Wirklichkeit als das Reich Gottes, das da war und das da ist und das da kommt.

Christliche Gebilde mit ihren Grundsätzen und Gesinnungen und Echtheiten erkennt man an ihren Wirkungen, ihren Früchten. Auch das Täufertum! Auch das Mennonitentum! Wir erkennen es an seiner Kraft oder auch — an seiner Ohnmacht! So steigert sich der Ernst der Säkularfeier! Laßt uns ihm nicht gleichgültig oder selbstgerecht ausweichen!

Was wollte das Täufertum?

Allgemein gesprochen, nichts anderes als die Wiederherstellung des ursprünglichen Christentums. Es lag damals vor 400 Jahren die Losung: „Zurück zu den Quellen!" überhaupt in der Luft. Zurück zum Urchristentum, seiner Einfalt, seiner Wahrheit, seiner Wahrhaftigkeit, seiner Liebe — das war des Täufertums großes Programm, seine einzige große Leidenschaft.

Laßt uns hier einen Moment stille halten! Es tritt hier eine Frage auf den Plan, die Frage nach dem Wesen und Kraft des Christentums. Und damit stehen wir im Zentrum aller Fragen.

Das ursprüngliche Täufertum hat nie etwas anderes bekannt als dieses: Christentum ist Christustum. Und Christus war dem Täufertum die absolute Selbstoffenbarung Gottes. Das Christusleben ist wesenhaftes Gottesleben. Mit dem durch die historische Kritik geschaffenen „historischen Jesus" hat der von den Täufervätern bekannte Christus so wenig zu tun, wie der Christus der Apostel und der Urgemeinde. Das ist geschichtliche Wahrheit, und jede andere Behauptung Mißverständnis oder Fälschung.

Die Täufer waren Christusbekenner. Sie scheuten sich vielleicht, dieses Bekenntnis in irgend eine theologische Formelsprache zu kleiden, sie übten an dogmatischen Formulierungen mit dem neuen Testament an der Hand oft genug Kritik, aber ihr Geist war ergriffen von dem Geiste Christi. Christentum war ihnen nichts anderes als gesinnt zu sein, wie Jesus Christus auch war. Christus war ihnen jedoch nicht bloßes Vorbild, nicht ein bloßes „Symbol der Gotteskindschaft", sondern der Herr, der Erlöser.

Hierin dachten und fühlten die Täufer allgemein christlich. Sie waren Christusbekenner

*) Anmerk. der Red. — Diese Jubiläumsschrift ist der „Mennonitischen Jugendwarte" (Heft 1, März 1925) entnommen und wird, wie wir zuversichtlich glauben, durch die klare, sachliche Darstellung des Täufertums auch ein Jahr nach dem Jubiläum anregend wirken und von unsern Lesern mit großem Interesse gelesen werden.

unter andern Christusbekennern. Ihnen war durchaus nicht bloß wichtig, wie sie glaubten, sondern auch was sie glaubten. Sie verwechselten nicht Wahrhaftigkeit und Wahrheit, wie es der Moderne gerne tut. Die Wahrhaftigkeit ist der Hunger nach Brot, die Wahrheit ist das Brot selbst. Und dieses Brot ist und bleibt Christus mit seinem Leben in Gott und aus Gott, das dem Christen durch Zusammenschluß mit ihm Eigenbesitz wird. Christentum ist Christustum. Haben wir nun das Charakteristische an dem Täufertum genannt? Nur gestreift! Mit dem Bekenntnis zu Christus erscheint das Täufertum als ein christliches Bekenntnis. Die Ablehnung des Christusbekenntnisses, wie es die Urgemeinde bekannte und in dem sie lebte, stellt den Ablehnenden jedenfalls außerhalb des wesenhaften Christentums, entweder auf den Boden einer Gesetzesreligion oder einer philosophischen Weltanschauung — sei es einer idealistischen, sei es einer grob materialistischen. Je nach den Beweggründen der Ablehnung! Es gibt nur ein christliches Bekenntnis: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Und alle wirklich Wahrhaftigen werden früher oder später — sei es auf dem Sterbebett — den Boden des Gesetzes und der, sei es idealistischen, sei es materialistischen, Philosophie verlassen, um auf den Felsen zu treten, der ehern und ewig ist: Gott geoffenbart in Christus!

Jedes christliche Bekenntnis versucht nun auf diesem Fundament, das gelegt ist, zu bauen. Das Feuer muß und wird erproben, ob der Bau aus Gold oder Holz und Stroh ist.

Was wollte das Täufertum auf dem Grunde bauen?

Und damit kommen wir zu den Kennzeichen des Täufertums. Es sind: a) Die Nachfolge Christi. Christentum ist Christustum, hatten wir im Sinne der Täufer bereits gesagt. Sie verstanden unter der Nachfolge Christi nicht eine Moralreligion. Sie sagten nicht: Christus war der große „Lehrer", er hat uns den Weg „gewiesen", den wir nun gehen wollen. Sie verstanden unter der Nachfolge Christi den Empfang seines Geistes, das Teilhaftigwerden eben des Lebens, das er lebt. Die Täufer dachten und empfanden streng ethisch. Daher die Vorliebe für die Bergpredigt. Sie war ihnen ein Zeugnis davon, was es ist um das neue Leben. Die Verweigerung des Eides und die Ablehnung nicht der Waffe bloß — das ist eine bequeme Verengerung der gewichtigen Wahrheit — sondern des Rachegeistes, also volle Wahrhaftigkeit und Friedfertigkeit waren ihnen Äußerungen, gleichsam Funktionen des neuen Geistes. Die Täufer haben klar erkannt, daß das Christusleben gegenüber der alttestamentlichen Vorstufe etwas ganz Neues ist. Sie schauten nicht zurück, sondern vorwärts. Das in dem Christus erschlossene Leben soll nun durch Christusmenschen ausgelebt werden, daß die Christusgesinnung in Schwang komme. Nachfolge Christi war ihnen Arbeit für die Sache Christi, damit sie zum vollen Durchbruch und Sieg gelange.

Anders hätte das Christentum auch keine Bedeutung, Religionssysteme gibt und gab es auch ohne das Christentum genug. Aber wo ist die Kraft, die eine arme, verirrte, verlorene Menschheit und Welt aus den Angeln hebt und in eine neue Bahn schleudert? In dem Christus! Einzig in ihm! Seine Majestät der König — er kann es schaffen! Man stelle sich ihm zur Verfügung — nehme sein Leben in sich auf, gebe es weiter — dieses Leben muß alles Unleben sprengen und überwinden.

Nachfolge Christi — das heißt immer wieder: Christentum ist Christustum!

Und wie stehts da bei uns heutigen Täufern? Das sollen wir uns am 400-jährigen Jubeläum fragen. Historische Schalen, historische Hüllen, historische Formen — sie sind gut, sie sind uns lieb. Man hat gesagt: Ein Mennonit kann man nicht werden. Und wirklich: uns sind mennonitische Eigenschaften, Art und Unart, angeboren. Und doch, soweit „Mennonit" und „Christ" (Christusmensch) sich nähern, nein — sich decken sollen — müssen wir Mennoniten werden.

Ist unser Mennonitentum — Christentum? Welche Gemeinde, welche Ansiedlung, welcher Mann, welche Frau schlägt sich da nicht an die Brust? Es ist so viel Zank, Streit, fleischliches Eifern, Parteieitelkeit, Parteilieblosigkeit bei uns in Schwang, daß wir vielleicht von Christentümern bei uns reden dürfen, von dem jedes sich untadelhaft dünkt — aber Christustum?

Ja, es ist da! Überall da, wo der Mennonit in sich geht, aufhört zu schelten, zu richten, zu afterreden, wo er stille wird und demütig und ein Beter, ein Priester — wie es die Besten von den Vätern waren! In unsern Gemeinden ist noch Christusleben. Laßt es uns anfachen, darin einig sein, für einander sorgen — o, nicht bloß für die Namen, die in unserm Kirchenbuch stehen sachlich-persönlich, ernst-freundlich, entschlossen-sanftmütig, gerecht-verzeihend, christusähnlich sorgen für den Nächsten, das heißt für den, der unser bedarf. — „Einer trage des andern Last, damit ihr das Gesetz Christi erfüllet!"

b) Die Gemeinde Christi: Die Täufer dachten nie bloß an den einzelnen, sondern immer an die Gemeinde. Sie dachten sie sich immer als Christusgemeinde, als Genossenschaft solcher, die Christo bewußt, aus Überzeugung, mit Hingabe, freudig zu Diensten stehen, von ihm

Pflicht genommen sind. Darum die Erwach-
ntaufe. Darum die Missionstaufe!

Die Täufer sahen in der Taufe zweierlei: Ein
richt! Im Petribrief ist die Taufe einmal
der Sintflut verglichen. Wer sich taufen
t, der richtet sich. Sodann Gnade! Wasser
nigt und ist als solches Symbol.

Die Gemeinde besteht aus Getauften, also aus
richteten und Amnestierten! — Was muß
für eine Demut geben! Man stelle sich
mal eine Gruppe zum Tode Verurteilter vor,
vom König begnadigt werden. Welch ein
hütterndes Erlebnis! Welch eine stille, sanft-
tige, gelassene, zarte Art an ihnen!

Und nun schaut hinein in unsre Gemeinden —
on im Reformationsalter! Diese Friedferti-
n — welche Spaltungen, Zerklüftungen, so
Menno auf dem Sterbebett sich anklagen
ißte, er habe aus Furcht vor der Bruder-
ge gegen seine Überzeugung gehandelt!

Aber unsterblich ist die Wahrheit, die unter
n Täufern lebte: Eine Gemeinde soll, darf
s persönlichen Christen bestehen! Man darf
hn behaupten, daß diese Wahrheit jedem Men-
niten, auch dem gleichgültigsten, im Ohre
gt und zum Gewissen redet. Wir haben alle
schlechtes Gewissen, wenn wir das Gemeinde-
en sinken sehen und sinken lassen. — Es ist gut
Laßt uns zusammenstehen und die Gemein-
n bauen! Auch wieder sachlich, mit Aus-
altung von Parteilichkeit und Konkurrenz, aber
ch mit gegenseitiger Offenheit und Gradheit.
Die Spaltungen im Täufertum waren in den
eisten Fällen durch Vernachlässigung wichtiger
bensgebiete im Gemeindeleben bedingt. Über-
upt ist es ein Gesetz in der Kirchengeschichte,
ß Gott „kein Körnlein zu Boden fallen läßt."
e Mannigfaltigkeit der mennonitischen Ge-
eindegruppen ist — so bedauerlich sie oft auch
n mag — anderseits doch wieder ein Anreiz
r Selbstbesinnung, zur Selbstprüfung!

Der Schreiber dieses hat seit 1920 fast alle
ennoniten-Gemeinden in allen Ländern ken-
n gelernt. Er hat überall echtes Christentum
funden, unter den verschiedensten Formen und
ewändern. Nehmt es mir nicht übel, lieben
rüder, daß ich zur Einigkeit rufe. Ich ver-
he darunter durchaus keine Charakterlosigkeit,
ine heuchlerische Verleugnung der Gewissens-
erzeugungen. Aber wir können uns viel
her kommen! Es stehen in allen Gemeinden
ne Unterschied so viele Männer und Frauen,
e ein bewußtes Christentum als Christustum
leben trachten — und wenn die sich verstehen
d fördern, dann wird das Gemeindeleben sich
heben, und werden mehr und mehr lebendige
Glieder in den Einzelgemeinden dastehen.

c) Das Reich Christi. Die Täufer haben über
die Gemeinde hinaus das Reich erstrebt! Es
gab sogar ungeduldige Täufer, die es mit dem
Schwert herbeiführen wollten. Das war tö-
richt, verbrecherisch. Aber in diesem Fanatis-
mus steckte doch ein guter Kern: man glaubte,
daß Christus ein König ist und nicht bloß ein
Privaterlöser, wenn man so sagen durfte.
Der Welt Heiland!

Es gilt noch viel mehr reichsgeschichtlich
zu denken, zu fühlen, sich zu sehnen! Nicht so
viel spekulieren, wie es nun im einzelnen kom-
men wird. Da gibt es viel müßige Spielerei.
Aber mit heißem Herzen bitten: „Dein Reich
komme!"

Und dafür arbeiten! Durch Wahrhaftigkeit!
Durch Friedfertigkeit! Durch Freigebigkeit!
Durch wirkliche soziale Gesinnung! —

Von einem baptistischen Prediger wird er-
zählt, er habe, als ein Mann vor seiner Taufe
den Geldbeutel aus der Tasche ziehen wollte,
ihm zugerufen: Nein, der muß auch mitge-
tauft werden! In diesem Scherz liegt ein hei-
liger Ernst. — Wir dürfen die Sachgüter nicht
verachten, wir sollen und müssen sie haben
und nützen. Aber in königlicher Freiheit!
„Ich habe gelernt Überfluß zu haben und
Mangel zu leiden!" „Besitzet, als besäßet ihr
nicht!" „Brauchet der Welt, aber mißbrau-
chet ihrer nicht!" —

Wir könnten noch fortfahren und noch wei-
ter davon sagen, was Täufertum sein wollte.
Es möge genügen! Nur noch die eine Frage:
Hat es sich bewährt? Ja und nein! Es ist
oft entartet, verknöchert, verweltlicht, es ist
anderseits oft in geistlichen Überschwang hin-
eingeraten, in Treiberei und Unaufrichtigkeit —
aber immer wieder hat der Herr der Ge-
meinde es erweckt! Das ist der Segen der
Väter vor 400 Jahren. Der Same war echt,
und alles Unkraut auf unserm Gemeinde-
acker hat den Edelweizen nicht ersticken können.
Des sind wir froh, dafür sind wir dankbar,
daß es mit uns noch nicht gar aus ist.

Und wir alle wollen uns prüfen und be-
sinnen und wollen gedenken unsrer Taufe, die
ein Symbol ist des Gerichts und der Gnade,
und wollen uns neu selber, keinen sonst, rich-
ten und Gottes Amnestie neu annehmen und
also lebendige Glieder der großen Christus-
gemeinde werden, die das Reich mit Christus
herbeiführen und ererben soll!!

An unsere Leser.

Ein halbes Jahr liegt seit dem Erscheinen der ersten Nummer „Unseres Blattes" hinter uns. Ein halbes Jahr der Mühe und Arbeit um das Fortbestehen „Unseres Blattes". Mit dankerfülltem Herzen müssen wir zu Gott bekennen: es hat gut gegangen. Wohl galt es manche Hindernisse äußerer und innerer Art zu überwinden, wohl stellten sich verschiedene Schwierigkeiten in den Weg und doch: es hat gut gegangen. Ihm, unserm Meister, sei Lob und Dank dafür!

Wir konnten frei auch durch das gedruckte Wort unsere verstreut liegenden Ansiedlungen im Namen dessen besuchen, der uns alle verbindet — Jesus Christus.

Dankend gedenken wir hier der tüchtigen Setzer „Unseres Blattes", die mit viel Sorgfalt und Fleiß an der äußeren Ausstattung unserer Zeitschrift arbeiten. Ja danken möchten wir auch euch allen, ihr unsere Leser und Mitarbeiter. Das zurückgelegte halbe Jahr uns ein schlagender Beweis, daß bei fest... treuem Zusammenhalten eurer- — und unser-seits „Unser Blatt" unbedingt lebensfähig u... also auch existenzberechtigt ist. Dieser Umstand veranlaßt uns, an den weiteren Ausbau d... Blattes zu denken. Wir haben Schritte unternommen, um eine Halbmonatschrift drucken z... können, d. h. um „Unser Blatt" zweimal i... Monat erscheinen zu lassen. Wir erwarten n... von euch auch fernerhin ein treues Zusammenarbeiten, indem ihr uns recht viel Mitteilungen und Artikel zuschickt, aber auch neue Freunde und Leser zuführt. Ja, der Herr segne dies... bescheidene Werk, welches in seinem Namen begonnen wurde und in seinem Namen au... weitergeführt werden soll.

Jesus Christus gestern, heute und derselbe au... in Ewigkeit.

Das Redaktionskollegium.

Für unsere Leser, oder die es werden wollen.

Jeder Besteller muß:

1. seine genaue Adresse angeben,
2. genau seinen Namen ausschreiben,
3. angeben, von welcher Nummer an er die Bestellung macht,
4. mitteilen, auf wie lange er „Unser Blatt" bestellt. —
5. Ratsam ist es, daß die Besteller sich zusammen tun, womöglich dorfweise, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß größere Pakete sicherer gehen.
6. Dabei braucht die Expedition nicht alle Na... men der Besteller zu wissen, sondern n... diejenigen, auf deren Adresse „Unser Bla... geschickt werden soll.
7. Gewünscht wird, daß der Abonnementsbetr... für wenigstens drei Monate, d. h. 1.05 K... im Voraus bezahlt werde.
8. Bei etwaigen Geldsendungen muß gesagt sein auf wessen Namen man am Orte „Unser Blatt" erhält.

Das Redaktionskollegium.

Hingabe.

Jesu nimm mich,
Nimm und führ mich,
Schwach bin ich — ich laß dich nicht.
Hab Erbarmen
Mit mir Armen,
Führe mich zum ew'gen Licht!

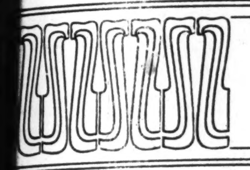
„Wie die Kinder",
Überwinder,
Sagst du, „sollen wir vertraun"
Deiner Liebe
Höchstem Triebe,
Ohne Wanken vorwärts schau'n.

Ohne Wanken,
Ohn' Gedanken
Mich zu werfen an dein Herz.
Ohne Grauen
Dir vertrauen,
Du tilgst allen meinen Schmerz.

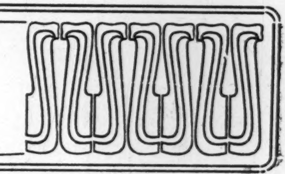
Dir zu leben,
Ohne Beben,
Fürchten keine Teufelslist.
Meinen Glauben
Nie laß rauben,
Stark mach du mich, Jesus Christ!

Weihnachten 1925.

A. H. E.



Aus den Gemeinden für die Gemeinden.



Die Liebe höret nimmer auf.

Will hier etwas vom Leben und Sterben des r. und Predigers Peter Abramow Pätkau hreiben. Pätkau wurde den 24. Februar 1881 Burwalde (Gouv. Jekaterinoslaw) geboren. uferzogen von christlichen Eltern, lernte er frühe en Heiland kennen und gewann ihn lieb. Seinen Militärdienst verrichtete er auf Neu-Berdjan. n den Ehestand trat er 1907 den 7. Januar it Helena Schmidt. Zum Prediger gewählt ist r den 20. September 1909. Als der unselige Krieg mit Deutschland ausbrach, mußte er auch ls Reservist fort und kam nach Sneschetskaja nd ferner nach Belije Berega. Zurückgekehrt, übernahm er wieder die Leitung der ihm anvertrauten Gemeinde. In der darauf folgenden unruhigen Zeit konnte kein Ältester kommen. Da hat er auf Ältesten Jsaak Dycks Bitte vier Mal getauft, auch vier Mal das hl. Abendmahl ausgeteilt. Getauft hat er 22 Jünglinge und 22 Jungfrauen. Getraut 17 Paare, Leichenreden gehalten 45, Ansprachen gehalten ungefähr 400. Besonders schwer fiel es ihm, die Bruderschaften zu leiten. Sein sanftes stilles Wesen trübte sich, wenn, wie es ihm schien, seine Arbeit so wenig Anerkennung fand. Im November 1922 kam er kränklich von Arkadak zurück, wo er auf mehreren Stellen mit dem Worte Gottes gedient hatte. Als ich ihn besucht, sagte er zu mir, er könne nicht mehr leitender Prediger sein, seine Kraft sei gebrochen. Während er dies sagte, sah er mich tief traurig mit seinen liebevollen Augen an. Ich tröstete ihn mit dem Worte, daß von einem Arbeiter nicht mehr gefordert werde, als daß er treu erfunden werde. Auf seinem Krankenlager antwortete er auf die Frage, ob er sich vor dem Tode fürchte: „Davon ist keine Rede, ich sterbe selig!“

Er starb am Typhus am 1. Dezember 1922 und wurde den 4. begraben. Erst hielt Prediger Gerhard Neufeld im Hause des Verstorbenen eine kleine Ansprache. Die Leichenrede hielt Pr. N. über Jesaja 40, 1: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott.“ Und zur Gemeinde gewendet fuhr er fort: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Wandel nach.“ Ebr. 13, 7.

Nach Vesper redeten die Pr. Jsaak Pauls und Abraham Pätkau, ein Neffe des Verstorbenen.

Wie oft hatte Br. Pätkau früher Typhuskranke besucht und getröstet, und nun wurde er selbst eine Beute dieser Krankheit. Ich, der ich ihm persönlich sehr nahe stand, schließe mit den Worten Jeremiä 31, 3: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“

Zentral. Peter Epp.

Slawgorod, Sibirien.

Es freut uns alle von Herzen, daß wir wieder ein Blatt lesen dürfen, wie es am meisten unserem Völklein zusagt. Gedankt sei Gott für solche Gnade, gedankt sei unseren mennonitischen Vordermännern, die das ausgewirkt, gedankt sei der Regierung für die Erlaubnis, so ein Blatt zu besitzen. Die meisten hier haben es mit Tränen in den Augen begrüßt und freuen sich, ein eigenes religiöses Blatt zu haben. Lang, ja lange haben wir diesen Wunsch gehabt. Viel ist davon gesprochen worden, und endlich haben wir das langersehnte Blatt in den Händen. Wünschen „Unserem Blatt“ und denen, die daran arbeiten, viel Glück uns Segen. Möge Gott geben, daß es vielen zum Segen gereiche und zu einem Schatz und zu einer Perle fürs Reich Gottes werde. Das sei ferner unser Gebet!

Etwas aus unserer Gegend, aus Sibirien. Wir haben diesen Winter besonders schönes Wetter gehabt. Etliche Tage hatten wir bis 35 Grad Frost, aber durchschnittlich nur 17 bis 25 Grad. Schneegestöber (Buran) war selten, und doch war das Wetter sehr wechselhaft. Niederschläge gab es viel, viel Schneefall. Der Witterung nach dürfen wir auf ein gutes Jahr hoffen. Nur sehnt sich der sibirische Bauer schon sehr nach dem Frühling, denn der lange Winter erfordert viel Futter, Brennung und Kleidung. An der Kleidung mangelt es wohl bei uns am meisten.

Ich habe früher in Süd-Rußland gewohnt. Süd-Rußland ist meine Heimat, und darum ziehts mich auch immer noch dorthin. Bin im Dorfe Steinfeld, Gnadenfelder Wollost, geboren. Dann siedelte mein Vater in Memrik an. Dort wohnten wir im Dorfe Alexandrowka. Auch dort blieben wir nicht. Wieder wechselten wir unsern Wohnungsort, und nun war es das Dorf Suworowka am Kaukasus, wo wir uns niederließen. Endlich zogen wir nach Sibirien. Hier haben wir fünf totale Mißernten gehabt. Dadurch waren wir sehr heruntergekommen. Doch hat sich unsere Lage jetzt wieder etwas gebessert. Viele haben sich schon Pferde und Kühe gekauft. Auch haben wir uns eine schöne Milchwirtschaft eingerichtet, haben uns zu einer Samenzucht-Wirtschaft organisiert und wollen jetzt bei uns das Mehrfeldersystem einführen. Unser A. M. L. V. (Verband) in Slawgorod wird auch stärker. Die Arbeiter des Verbandes tragen dazu das Ihrige bei. Der Gesundheitszustand ist befriedigend.

Zum Schlusse bitte ich alle Leser „Unseres Blattes", keine Mühe zu scheuen das Blatt zu verbreiten. Es ist unsere Aufgabe, so viel wie möglich Leser zu werben, damit es gedeihe und Ewigkeitsfrucht trage.

Gnadental. Peter Schmidt.

Die Predigerwoche auf Dawlekanowo.

Die Zeit vom 8.—11. Februar 1926 kann man als eine besondere Segenszeit bezeichnen. Sie war es im engeren Sinne für die erschienenen Prediger, bei dreißig an der Zahl, und dann auch im weiteren Sinne für alle Bewohner Dawlekanowos deutscher Zunge, groß und klein.

Jeder dieser Tage wurde der Reihe nach von einem älteren Bruder mit Gottes Wort und Gebet einiger Brüder eingeleitet. Daran schloß sich die Besprechung des 1. Timoth.-Briefes unter Leitung von Br. David Isaak, Dawlekanowo.

Dann besprach Br. Jakob Töws, Alt-Samara, in drei Lektionen den „Reichsgottesarbeiter" von S. D. Gordon, und zwar: 1) Der Reichsgottesarbeiter selbst, 2) Die Ausrüstung des Reichsgottesarbeiters und 3) Die Botschaft. Außerdem sprach er noch in 2 Std. über die Seelsorge: 1) Der Seelsorger — eine geheiligte Persönlichkeit — und 2) Die Seelsorge selbst.

Den Nachmittag füllten die Brüder Joh. Fast, Alt-Samara, und K. Friedrichsen, Dawlekanowo. Ersterer sprach über folgende Themen: 1) Einführung in die Homiletik und Wahl des Textes; 2) Vorbereitung auf die Predigt; 3) Einteilungsprinzipien und 4) Persönliche Erfahrungen aus dem Predigerleben. Letzterer über: 1) Hindernisse beim Seelengewinnen von Seiten der zu Gewinnenden; 2) Hindernisse beim Seelengewinnen von Seiten des Seelengewinners; 3) Die Bibelbesprechung und 4) Die Seelsorge an Bekehrten und Kranken.

Allabendlich fanden Evangelisationsversammlungen statt, in welchen je drei Brüder sprachen. Diese Ansprachen wurden am nächsten Tage nach Inhalt und Form zur Förderung der Arbeiter am Wort in brüderlicher Weise besprochen.

Die Nachversammlungen, welche sich an die Abendstunden anschlossen, waren ein Beweis dafür, daß das Wort nicht vergeblich gepredigt worden war. Meistens blieben jüngere Personen zurück. Hoffentlich ist manche Seele wirklich zu neuem Leben durchgedrungen. K. Fr.

Verzage nicht!
Wenn auch ringsum die Feinde
sich erheben,
Vertraue deinem Herrn, er ist dein
Leben,
Er ist die Kraft, er ist das Licht.
Verzage nicht!

Was fürchtest du?
Hat nicht dein Jesus alle Macht
in Händen?
Kann er nicht jeden Kampf zum
Siege wenden?
O Christenherz, gib dich in Ruh!
Was fürchtest du?

Ein Segenstag in Kornjeewka,

Rasjesd Kujanbar, Sib. Eisenb.

Geteiltes Leid ist halbes Leid, und geteilte ude ist doppelte Freude. So ist es, und reiber dieser Zeilen empfindet im Voraus ck in seiner Brust, wenn er daran denkt, daß ndwo ein Herz beglückt werden könnte ch die Mitteilung von dem am 7. Februar 26 Gehörten.

Br. Bernh. Dück vom Süden bereiste nämlich die Ortschaften. Als besonderer Liebhaber Gesang und Musik arbeitete er als Gesang- er unter den hiesigen Chören. Nachdem an mehrere Abende eine Vorübung vor sich gangen, folgte der Sonntag, wo vielen Ge- enheit geboten wurde, die schönen Lieder an- hören. Zur Einleitung sang die ganze Ver- mmlung: „Lobe den Herrn, o meine Seele.“ ch dem Verlesen des 103. Psalmes dankten hrere öffentlich dem Herrn für alle empfange- n Wohltaten. Dann sang Br. Dück mit armoniumbegleitung ein Lied: Nur ein Strahl. s machte einen tiefen Eindruck auf alle An- esenden. Hierauf sprach Br. Kröker (von asljanow?) über Luk. 14, 25—35. Er hob seiner Ansprache besonders hervor, wie es t tue, allem abzusagen, was da hindere, esum nachzufolgen. Aeltester Bergen verlas ohel. 2, 15: Fahet uns die Füchse, die kleinen üchse, die die Weinberge verderben. Er nannte ns fünf solcher Füchse und machte auf die Ge- hr und den Schaden, welchen diese anrichten, ufmerksam: 1. Unverträglichkeit, 2. Empfindlich- it, 3. Afterreden, 4. Neid und 5. Mißtrauen. lle diese Dinge dürfen wir nicht weit absuchen ie stecken eben in uns, und wir leiden dar- nter und andere mit uns. Was Ältester Ber- en weiter von unserm Sonntags- und Werk- agsleben sagte, erinnerte mich an den Aus- pruch eines Predigers: Mancher singt Sonntag ehr kräftig mit: Näher, mein Gott, zu dir! Montag aber schon ist er weit entfernt von Gott und allem Christentum. Das stimmt nicht.

Nachmittags sang und spielte Br. Dück: Brauch die Zeit! gleich darauf: Wird einer dort stehen und warten auf mich? Dann ertönte Allg. Gesang mit Harmoniumbegleitung: Wer will mit uns nach Zion gehn? Gebet von Br. Joh. Regehr. Hierauf folgten die verschiedensten Chorgesänge, unter anderm ein schönes Lied in unserer Muttersprache (im plattdeutschen Dialekt): Singt am leevlich, goot en schenn! (Singt ihm lieblich, gut und schön!) Dieses Lied war eigentlich bestimmt für eine alte Tante Eliese Regehr, welche aber schon etliche Tage vor Br. Dücks Ankunft heimgegangen war. Es wird in diesem Liede der dunkeln Tage aus jüngst verflossener Zeit gedacht. Darauf sang und spielte Br. Dück ein Lied: Das Gebet eines Kindes, um welches seine verstorbene Mutter viel gebetet hatte. Die Bitte lautete: Sags meiner Mutter, ich bin dein! Manchem von uns, dessen Mutter heimgegangen, wurden die Augen feucht. —

Es wurde noch manches herrliche Lied gesungen. Darauf stimmte die ganze Versammlung ein: O daß ich tausend Zungen hätte! Schlußgebet von Ältester Jak. Hübert. Es war in Wahrheit ein schöner Tag. Schreiber dieser Zeilen dachte an 2. Mose 15, 27: Von „Mara“ nach „Elim“.

Unser Leben, wie das der ganzen Natur, besteht eben aus Gegensätzen, die einander folgen und begleiten. Nicht wahr, wenn es lange dunkel war, so freuten wir uns um so mehr, wenn wieder die liebe Sonne schien.

Wie wir schon gelesen, ist „Unser Blatt“ bestrebt ein Tröster und Berater seinen Lesern zu sein. Und wir wünschen großen Erfolg darin.

—n.

Chortitza, Sibirien.

Unser kleines Dorf ist ziemlich abgelegen von den übrigen mennonitischen Dörfern. Von der Stadt ist es 120 Werst entfernt, von der Bahn 60 Werst. Wohl haben wir gegenwärtig keinen Prediger, doch kommen wir sonntäglich vormittags zusammen und lesen das Wort Gottes. Nachmittags haben wir auch religiöse Versammlungen, abends Bibelstunde. Hier weilte vor Kurzem ein Reiseprediger, Br. Kröker. Es bekehrten sich etliche junge Seelen. Diese haben jeden Mittwochabend Bibelstunde. Nach Schluß wird „Unser Blatt“ mit großem Interesse gelesen.

Heinrich K. Warkentin.

Erinnerungen aus früheren Zeiten.

Im April 1881 wurde das schöne friedliche Dörfchen **Wiesenfeld** angesiedelt. Ich war damals vier Jahre alt, als meine Eltern aus dem Alexandrowschen Kreis per Achse nach dem Pawlogradschen Kreise übersiedelten. Das Landstück enthielt ungefähr 1000 Deßjätinen. Das Dörfchen wurde in der Mitte des Planes angesiedelt. Als wir dann auf unserem Lande ankamen, war es nur Steppe, mit hohem Gras bewachsen. Mein Großvater, Jakob Reimer, früher wohnhaft in Gnadenfeld, war der erste Ansiedler. Wir anderen kamen eine Woche später hin, mit einem Leiterwagen voll Stroh und Futter für die Pferde, und etwas Holz; und so bauten mein Vater und mein ältester Bruder Jakob eine Bude, mit Stroh gedeckt. Zwei Wochen später bauten sie schon eine Scheune, auch mit Stroh gedeckt. Dann holte der Vater die übrigen Glieder unserer Familie her. Gut einen Monat hatten wir auf der neuen Ansiedlung gelebt, da starb mein kleiner Bruder Heinrich. Dies war das erste Begräbnis auf der neuen Ansiedlung. Wie alle Ansiedlungen in der ersten Zeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, so war es auch hier. In unserer Kreisstadt war damals nicht alles zu haben, so daß wir das Saatgetreide und das Getreide zu Brot im Alexandrowschen Kreis kaufen mußten. Im Jahre 1881 wurde nur eine kleine Aussaat bestellt, weil wir noch zu schwach waren. Die zweite Aussaat wurde schon besser bestellt, auch wurden gleich Gärten angelegt; längst der Straße wurden Pappeln gepflanzt, welche sehr schnell wuchsen. Mit den Jahren wurden schöne Wohngebäude, Ställe und Scheunen von gebrannten Ziegeln gebaut. Nach 10 Jahren waren die Pappeln schon groß gewachsen, und unser Dörfchen Wiesenfeld bekam ein schönes Aussehen. Den Wirtschaften gegenüber breitete sich die grüne Wiesensteppe aus. Unser Dörfchen zählte 12 Wirtschaften.

In den ersten 10 Jahren gab es mehrere Todesfälle, besonders wurde unsere Familie schwer heimgesucht: es starben im Dezember 1892 drei meiner Brüder: Peter 19, Johannes 17, David 13 Jahre alt. Sie starben an schwarzen Pocken; es war ein unaussprechlicher Schmerz für unsere Familie. Dann starben ein paar Jahre später an Diphteritis 8 Mädchen aus 4 Familien in einem Winter, im Alter von 11—15 Jahren, so daß es unter der Jugend eine große Lücke gab. Ja, eine jede Ansiedlung fordert Menschenopfer. Nach diesen 10 Jahren hatten sich die Wiesenfelder mehr an das Klima gewöhnt, so daß die Todesfälle seltener wurden.

Im Jahre 1897 wurde ein neues Bet- Schulhaus gebaut. Mein Großvater Jak. mer war unser leitender Prediger, auch hat wir einen Sängerchor von 15 bis 20 Seel Wir hatten eine sehr gute Dorfschule, w jährlich von 30—40 Schülern besucht wur Mein Lehrer war ein Isaak Braun, später w es ein Johann Pauls, noch später Adolf Rei von Prochladnoje. Die austretenden Schü bestanden das Examen in der Dorfschule s gut, so daß sie gleich in die zweite Klasse Zentralschule durften. Mehrere Jahre spä gründete mein Onkel David Friesen ein Orche (Harfen, Zimbeln, Mandolinen und Guitarren Besonders froh und glücklich waren wir Wiese felder an den Weihnachts-, Oster- und Pfing tagen, wenn alle jungen Männer aus d Hochschulen heimkehrten, um die Festtage i Kreise der Eltern und Verwandten zu ve leben.

Muß noch vom geistlichen Leben etwas sch dern. Erntedankfeste und Familienfeste wurd bei uns auch gefeiert, auch haben zwei Dirige tenversammlungen stattgefunden. Die Dirige ten, welche aus allen Gegenden Rußlands he beigeeilt waren, meinten: „Hier ist gut sei hier laßt uns Hütten bauen und fröhlich d wohnen.“ Ja, wir Wiesenfelder haben in de 40 Jahren, die wir in unserer gewesenen He mat durchlebt, eine gute Zeit hinter uns. E mancher Sünder ist zum Herrn bekehrt u durch die Flußtaufe in die Gemeinde aufgenom men worden. Dem Herrn sei Ehre dafür Bekennen aber müssen wir auch, daß wir dur unseren Wandel den Herrn oft betrübt haben aber dennoch ist die Gnade und Barmherzigke Gottes mit uns gewesen.

Im Jahre 1919, den 19. Oktober, wurde mein Nachbar Abraham Fröse mit seinem Soh Franz, 17 Jahre alt, nachts in seinem Hause von Banden erschossen. Einem Monat früher wurde mein Schwager Johann Töws ermordet. Wir haben schreckliche Zeiten durchlebt, und wurden zuletzt von Banden weggetrieben. Sie raubten uns alles, so daß wir mit Betten und Kleidern eben davon kamen. Wir flüchteten in unsere Kreisstadt Pawlograd; die Banden verfolgten uns auch dahin. Sie hatten geschworen, uns alle zu ermorden. Weil in der Stadt aber Ordnung war, so konnten wir per Bahn den 12. Dezember nach der Molatschna reisen, um nie mehr zurück zu kehren. Zwei Wochen reisten wir von der Station Pawlograd bis zur St. Stulnjewo, kamen eben zu Weihnachten in der Molotschna an, zuerst in das Dorf Hierschau.

Da wurden wir aufs freundlichste aufgenom=
und gut bewirtet. Kartoffeln bekamen wir
sonst, Quartiergeld brauchten wir überhaupt
t zahlen. Von dort zogen wir nach Gnaden=
n, von Gnadenheim nach Alexanderwohl.
haben wir über ein Jahr gewohnt. Auch
haben wir kein Quartiergeld gezahlt. Ich
e euch Alexanderwohlern, Gnadenheimern und
rschauern den besten Dank für eure Hilfe
Liebe, mit der ihr uns entgegen gekommen
. Auch in den Jahren 1920 und 1921
t ihr euer Möglichstes getan, als die Hun=
snot ausbrach. Aber es wurde schließlich zu
wer für die Bauern, ja viele haben ihr letztes
t mit uns geteilt. Es wurde immer schwe=
, und so entschlossen wir uns, unsere Kuh zu
kaufen, um nach dem Kuban zu gehen.

1922 kamen wir hier am Kuban an. Unsere
schwister Wilhelm Dück nahmen uns freund=
st in ihre Wohnung auf. Mit den Quartieren
es hier am Kuban schon viel schwerer, weil
Ansiedlungen von Flüchtlingen überfüllt wa=
n, weshalb wir Quartiergeld haben zahlen
issen, aber zu verdienen haben wir bis jetzt
ch immer gehabt, so daß wir noch nie an
rotmangel gelitten haben.

Muß noch etwas zurückgreifen: in dem Zeitraum von 1920 bis 1924 sind von den Wiesenfeldern 6 Männer und 6 Frauen gestorben, auch haben wir hier am Kuban unsere kleinste Tochter begraben.

Die übrigen Wiesenfelder, welche noch leben, sind zerstreut in allen Himmelsgegenden. Die meisten sind in Amerika, eine Familie ist noch in Sibirien. Unsere traute Heimat ist, was ich jetzt aus genauer Quelle erfahren, zu einer Wüste geworden, es liegt nicht ein Stein auf dem andern; der Kirchhof ist nicht mehr zu finden, wo unsere Eltern und Großeltern begraben sind. Unsere irdische Heimat ist uns genommen, aber droben haben wir eine ewige Heimat, welche uns niemand rauben wird. Da wird kein Ach und Weh mehr sein. Wir können uns damit trösten, was in Römer Kap. 8, 28 steht: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen.“ Ach, zu wenig haben wir für den Herrn getan.

„Die Zeit ist kurz, o Mensch, sei weise
und wuchre mit dem Augenblick.
Nur einmal machst du diese Reise,
laß eine gute Spur zurück.“

Korn. Joh. Reimer.

Kuban, 3. Januar 1926.

Miloradowka, 8. März 1926.

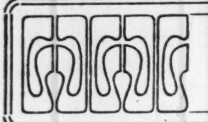
Als Sänger freue ich mich immer, wenn ich was von Gesang höre, deshalb entschloß ich auch, etwas über unsern Chor zu schreiben. Derselbe besteht aus 24 Sängern. Wir haben nen jungen lebensfrohen Dirigenten, der, so= weit ich urteilen kann, seine Sache versteht. Nur können wir ihn nicht bewegen, in den öffentlichen Versammlungen zum Dirigieren vor die Sänger zu treten. Vor etlichen Jahren be= stand der Chor nur aus bekehrten Sängern, und er hat wohl oft von Herzen und im Segen gesungen. Man hat uns auf dem letzten Sän= gerfest, im Herbste vorigen Jahres, Lob ge= spendet und gesagt, daß bei uns die Kunst zu Hause sei. Aber man sagt auch, daß wir nicht mehr so ganz im Geiste singen. Was wäre zu machen, um wieder im vollen Segen zu singen? Es sind in unserem Dorfe noch ein Männer= und ein Kinderchor.

Den 7. März hatten alle Chöre zusammen ein kleines Abendfest. Es wurde viel gesungen und etliche Gedichte vorgetragen. Besonders wurde die Liebe Jesu besungen. In der Schluß= rede wurde uns wichtig gemacht, daß wir un= sere Kinder nicht wehren sollten zum Herrn zu kommen, sondern daß wir sie für Jesu erziehen sollten. Wieviel leichter würde es sich in den Chören und auch in der Sonntagschule arbei= ten, wenn die Eltern mehr Interesse an der Sache zeigten und den Arbeitern mit mehr Rat und Gebet zur Seite ständen.

Ein Sänger.



Gott hat im Alten Bunde den Menschen zehn Gebote, im Neuen nur eins gegeben, wir Eltern stellen an unsere Kinder aber tausend Gebote.



Aus der Gemeindearbeit.



Die innere Disziplin der Gemeinden.

Referat von H. Epp, Ältester der Nikolaipoler Menn. Gemeinde, gelesen auf der Bundeskonferenz in Moskau im Januar 1925.

Die christliche Gemeinde ist nach altchristlicher Auffassung ein freiwilliger Bund von Brüdern, welche ihren Willen kundgegeben haben, fernerhin im Glauben und Gehorsam ihres Heilandes und Erlösers zu leben und zu wandeln. Sie beruht ihrem Wesen nach auf dem Grundsatze der Freiheit und Freiwilligkeit. Daher kennt die urchristliche Gemeinschaft unter ihren Gliedern keine unmündigen oder unselbständigen Personen. Noch weniger kennt sie solche Mitglieder, welche durch Zwang ihr angehören. Sie verwirft jeglichen Zwang in Glaubenssachen, und die Gewissensfreiheit ist ihr vornehmstes Prinzip. Die einzige Strafgewalt, die sie in ihren Gemeinden kennt, ist die Ausschließung oder der Bann, den sie auf Grund von Christi Anweisungen gebraucht und handhabt.

Wie Christus es gelehrt, waren die Apostel und ihre Nachfolger in jedem Lande den Gesetzen gehorsam, die ihre Gewissensüberzeugung ungekränkt ließen; sie mahnten zu Gebet für die bestehende Regierung. Sie verlangten vom Staate, dessen stille und arbeitsame Bürger sie waren, **weiter nichts als Duldung.**

Die Mennoniten aller Richtungen wollen auch heute nur solche Gemeindechristen sein. Bei ihnen liegt der Schwerpunkt ihres Denkens und Tuns im Gemeindeleben. Die Kennzeichen einer rechten Gemeinde sind für sie die Beobachtung der apostolischen Gemeindedisziplin.

Bis auf den heutigen Tag haben wir die Glaubenstaufe und verwerfen Waffendienst und Eidschwur. Unsere Gemeinden wählen aus ihrer Mitte, aus der Zahl der Brüder, jene Männer, welche die geistlichen Pflichten verwalten. Alle unbescholtenen Brüder sind Predigtamtskandidaten, und niemand hat das Recht, ohne begründete Ursache sich der Wahl zu enthalten oder gar sie abzulehnen, wenn er gewählt wird, es müßte denn eine begründete Ursache vorliegen. So werden Älteste, Prediger und Diakone auf Lebenszeit berufen. Diese Ämter werden als Ehrenämter vergeben und daher gewöhnlich auch nicht entschädigt, nur im Bedarfsfalle sind sie nicht ausschließlich auf eigene Erwerbsquellen angewiesen. Die Ältesten haben den vollen Dienst und die Leitung der Einzelgemeinde; die Aufgabe des Predigers ist Wortverkündigung und Se sorge; die Diakone haben in Gemeinschaft dem Gemeinderat nach der Armenpflege und sittlichen Ordnung zu sehen. Der Gemeind wird auf bestimmte Zeit gewählt aus der M der Gemeindebrüder; zu demselben gehören auch die Prediger. Der Gemeinderat hat die wirtschaftlichen Gemeindeangelegenheiten verwalten und ist die Vertretung der Gemei nach außen.

In allen Gemeindefragen ist die Bruders die höchste Instanz. Nach unserer alten O nung ist für jedes Gemeindeglied der Besch der Bruderschaft, den die einfache Mehrheit anwesenden Brüder faßt, giltig und bindend.

Wir Mennoniten sind immer gegen alles wesen, was den Schein der Abhängigkeit hat Wir wollen auch heute uns in Gemeindesach von niemand drein reden lassen. **Vollständi Trennung von Kirche und Staat ist von je ein Grundsatz der Täufer.** Auch ist jede Me nonitengemeinde für sich selbständig, d. h. sie autonom, sogar die Bundeskonferenz darf i nichts **vorschreiben.** Ihre Beschlüsse können n bindend werden, wenn die Gemeinden sie bes tigen. Bei den Mennoniten gibt es nicht Gei liche und Laien, alle sind Brüder. Ein recht Mennonit sieht es für seine Pflicht an, an de Ausbau seiner Gemeinde mitzuarbeiten. F seine Gemeinde sind ihm keine Arbeiten zu vi und keine Kosten zu groß. Untereinander i Frieden zu leben, tüchtig, treu und gewissenha in allem Tun zu sein, sieht der Mennonit a seine Schuldigkeit an.

Natürlich gibt es auch in unseren Gemeind Übertretungen und sittliche Vergehungen. Di innere Disziplin ist das Sorgenkind des Vorstan des der Gemeinde. Die Gemeindezucht wird sogar oft unterlassen oder auch nicht mit der keuschen, zarten Langmut betrieben, wie der Gegenstand es erfordert. Schon ist erwähnt, daß zum Erhalten der inneren Disziplin die Mennonitengemeinden sich der Gemeindestrafe oder des Bannes bedienen. Wie der Bann zu handhaben ist, lehrt der 17. Artikel des mennonitischen Glaubensbekenntnisses. Er zergliedert sich nach Matthäus 18, 15—17 in folgende vier Stufen:

1. „Sündigt dein Bruder an dir, so strafe ihn zwischen dir und ihm;“

2. „Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei Brüder mit dir;“

3. „Höret er die nicht, so sage es der Gemeinde;“

4. „Höret er die Gemeinde nicht, so haltet ihn für einen Heiden und Zöllner.“

Auf der ersten Stufe wird der Fehlende mit Sanftmut ermahnt, und man sucht in Liebe ihm zurecht zu helfen; auf der zweiten Stufe wird er noch mehrmals von 2 oder 3 Brüdern ernstlich zu Buße ermahnt; auf der dritten Stufe schließt die Gemeinde ihn aus der Abendmahlsgemeinschaft, damit ist auch die Meidung des Gestraften von seiten der Gemeindeglieder und der Verlust des Stimmrechts verbunden. Auf der vierten Stufe wird die äußerste Strafe angewandt. Wenn der Gestrafte die Gemeinde garnicht hört, dann soll man ihn als einen Heiden und Zöllner halten, d. h. er schließt sich freiwillig selbst durch seinen Ungehorsam aus der Gemeinde aus, was die Gemeinde zur Kenntnis zu nehmen und in ihrem Journal zu vermerken hat. Dann ist auch wieder der Verkehr mit solchem gestattet, denn er gehört nicht mehr zur Gemeinde und hat alle seine Rechte an der Gemeinde drangegeben. — Bei groben Sünden, die ein öffentliches Ärgernis erregen und nach Gal. 5, 19—21 vom Reiche Gottes ausschließen, erfolgt entweder eine sofortige Aussonderung von der Gemeinde (1. Kor. 5, 13. 7), oder bei aufrichtiger Reue doch wenigstens eine Wortstrafe vor versammelter Gemeinde. (1. Timoth. 5, 20.)

Sobald ein gesondertes Glied oder auch ein Ausgeschiedener seine begangene Sünde erkennt und bekennt und rechtschaffene Früchte der Buße beweist, wird er wieder in die Gemeinschaft aufgenommen. (2. Kor. 2, 6.) Gemeindezucht muß sein, und doch ist Vorbeugen weit besser als Strafen. Je mehr lebendiges Christentum in der Gemeinde ist, desto weniger wird Ursache zum Strafen nötig sein. Daher ist besonderes Gewicht darauf zu legen, daß Christi Wort, Christi Geist, Christi Sinn, Christi Vorbild in der Gemeinde zur Herrschaft komme, daß wahrhaft geistliches Leben in sittlichen Früchten an den Tag trete.

Kern und Stern in unseren Predigten muß allemal unser Erlöser Jesus Christus sein. Nur die Predigt vom Kreuz kann neues Leben wirken. (Joh. 3.) Ältere und erfahrene Knechte Gottes müssen sich nicht scheuen, wenn nötig, fest und sicher die Finger auf die wunden Stellen der Gemeinde zu legen und wie die Propheten oder wie Johannes der Täuf r auf die einzelnen Sünden und Schäden direkt hinzuweisen, sie zu nennen, wie Jesus es tat am Brunnen, als er zu dem Weibe sagte: „Fünf Männer hast du gehabt und den du jetzt hast, das ist nicht dein Mann.“ Alle die Leute, welche mit der Predigt nicht zu erreichen sind, müssen aufgesucht werden. In den Predigten und auf den Bruderschaften ist es immer wieder zu betonen: „Siehst du deinen Bruder sündigen, so strafe ihn zwischen dir und ihm.“ Laß diese Sache dir aber ein zweites Geheimnis sein, darüber du außer mit dem Fehlenden nur noch mit deinem Gott redest. Diese Seelsorge und Herzenspflege sind zunächst Aufgabe für Mann und Frau, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, dann auch für Prediger und Taufzeugen, Gemeinderat und jedes Gemeindeglied.

Wollen wir unsere Gemeinden dem Herrn zuführen, so müssen wir sie vom Banne der Gleichgültigkeit befreien. Strafen und Bannen tut's nicht. Härte und Strenge erbittern, Liebe gewinnt. Wahre Liebe, wie sie uns Jesus vorgelebt, wie Paulus sie mit Tat und Wort gepriesen, muß endlich doch das Böse überwinden. All unser Beten, Mahnen, Strafen ist doch nur Handlangerdienst. Der rechte Baumeister ist Jesus, der durch seinen Geist neues Leben weckt. Schenkt der Herr eine Erweckung, dann gibt es viel Suchen und Fragen. Das schlafende Gewissen wird wach, es klagt an; das Sündenleben kommt zum Bewußtsein; das Herz gerät in Ängste, und die Seele lechzt nach Vergebung und Frieden. Der Mensch, der von diesem Banne los werden will, muß seine Sünden bekennen. Es hat auch jeder Mensch, den die Sünden drücken, das Bedürfnis, sein Sündenelend nicht allein Gott, sondern auch Menschen zu klagen. Dieses Verlangen stimmt ganz mit den Forderungen der Schrift. (Sprüche 28, 13; 1. Joh 1, 8. 9; Jak. 5, 16; Luk. 15, 21 u. 23, 39—43; Mark. 1, 5.) Ein Bekenntnis ist als Geheimnis heilig zu halten, und derjenige, dem die Sünde bekannt wird, darf nur dann dem Reumütigen es zur Pflicht machen, sein Anliegen vor die Gemeinde zu bringen, wenn die Sünde andere Gemeindeglieder geschädigt hat, d. h. ein öffentliches Ärgernis geworden ist, oder wenn die erweckte Seele darohne nicht Frieden findet.

Je mehr ein jeder am Ausbau der eigenen Gemeinde arbeitet, desto lieber wird sie ihm werden. Nur derjenige merkt eigentlich, was er an seiner Gemeinde hat und was sie ihm sein kann, der nach Kräften an dem Erstarken der inneren Disziplin unverdrossen mittut. Somit sind wichtige Faktoren zur Erhaltung und Forderung der inneren Disziplin einer Gemeinde die völlige Hingabe an das einige Glaubensbekenntnis, aber dabei auch die aufrichtige Achtung vor der Überzeugung anderer mennonitischen Gemeinden und christlichen Konfessionen.

Feste persönliche Überzeugung verträgt sich wohl mit duldsamer Liebe, — und ein friedliches Nebeneinanderwohnen der Gemeinden verschiedener Richtungen hebt und stärkt das geistlich-sittliche Leben.

Außer den bereits genannten Pflichten und Aufgaben, die innere Gemeindedisziplin zu pflegen, weise ich noch im Zusammenhange auf die gegebenen Möglichkeiten hin: 1. das christliche Familienleben; 2. die sonntägliche Predigt; 3. Abendgottesdienste; 4. regelmäßige Bibelstunden und Bibelbesprechungen; 5. Hebung des Kirchengesanges durch besondere Kirchenchöre; 6. ständige Kindergottesdienste und Kinderseelsorge; 7. eingehender Unterricht der Katechumenen; 8. geschichtliche Vorträge aus der Vergangenheit der Väter; 9. apologetische Vorträge; 10. häusliche Unterweisung der Kinder in der biblischen Geschichte, Katechismus und Kirchenlied; 11. pünktliche Morgen- und Abendandachten in der Familie; 12. Hausbesuche der Prediger.

Uns allen ist ein schöner gottgewollter Beruf geworden, und erfüllen wir ihn treu und gewissenhaft, so wird das Gemeindeleben sich lieblich entfalten und die innere Disziplin sich erfreulich ausgestalten. Zu diesem Werke müssen wir selbst die Kraft der Wahrheit an unseren Herzen gespürt und das gute Wort des Lebens geschm[eckt] haben. Wenn der heil. Geist uns im Verbor[genen] gelehrt, dann können wir mit feurig[en] Zungen die Lehre Christi verkündigen. Hat d[er] geflügelte Cherub mit einer Kohle unsere Lipp[en] entzündet, und hat das Feuer unseren inner[en] Geist ergriffen, so wird es fort brennen, we[nn] auch Satan sich Mühe gäbe, es auszulöschen.

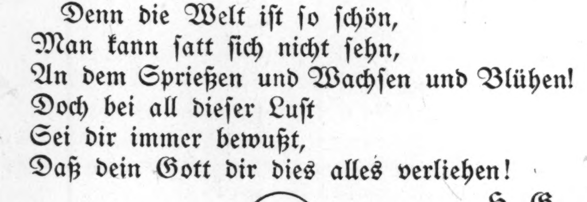
Aber auch die beste Flamme braucht Oel z[ur] Erneuerung. Führen wir diesen Flammen ne[ue] Nahrung zu durch heilige Gedanken und Betrachtungen! Laßt uns oft über unsere Aufga[ben] nachdenken, über ihren Zweck, über die Hil[fe] die unser wartet, über die großen Ergebniss[e] wenn der Herr mit uns ist! Verweilen wir [bei] bei der Liebe Gottes zu den Sündern, bei de[m] Tode Christi ihnen zu gute, bei dem Werke d[es] Geistes in dem Herzen der Menschen! Denk[en] wir darüber nach, was an ihnen geschehen mu[ß] bis sie selig werden! Denken wir mit Ern[st] über das Schicksal des verlorenen Sünders nach. Denken wir stets daran, daß jeder Mensch ein[e] unsterbliche Seele hat! Dann wird der Her[r] geben, daß unsere Gemeinden mit heiligem Ern[st] darnach streben, immer mehr ohne Flecken un[d] Runzel zu werden; — eine wohlgeordnete, inne[re] Disziplin wird dann unsere Freude und Ehre sein.



Frühlingsluft.

Wenn der Frühling erwacht,
Wenn alles rings lacht,
Wer wollte dann weinen und klagen!
Wenn ergrünen die Höhn,
Wenn Blumen rings blühn,
Wer wollte mit Sorgen sich plagen!

Wenn der Sonnenschein blinkt,
Leuchtend die Ferne winkt,
Wer bleibt dann im Hause noch gerne!
Greif zum Wanderstab,
Dann bergauf und bergab,
Wandre fröhlich hinaus in die Ferne!



Denn die Welt ist so schön,
Man kann satt sich nicht sehn,
An dem Sprießen und Wachsen und Blühen!
Doch bei all dieser Lust
Sei dir immer bewußt,
Daß dein Gott dir dies alles verliehen!

H. G.

Referat
über unsere Pflicht in der Pflege des Gesanges.

Gelesen von J. Löwen auf der Dirigentenversam. in Friedensfeld-Grünfeld.
(„Unser Blatt" Nr. 6.)

ei einem Dirigentenkursus ist es ja begreif-
wenn das ganze Denken und Streben eines
n Teilnehmers auf eigene Vervollkommnung
er Gesangeskunst geht. Wenn wir uns aber
ein ganz klein wenig die gegenwärtigen
erhältnisse vor die Seele führen, dann
en wir erkennen und zugeben müssen, daß
unser Ziel und Streben viel weiter stecken
en, als nur auf uns selbst und unsern
nen Chor.

icht nur der kirchliche Chorgesang, sondern
Gesang unserer Kinder, unserer Jugend,
rer Gemeinden sollte uns wärmere Herzens-
e sein oder werden, als bisher!

ir wollen uns nicht täuschen lassen, wenn
vielleicht so scheint, als ob der Gesang in
ren Kreisen womöglich auf eine bis dahin
dagewesene Höhe gekommen ist. Es ist
r, der Chorgesang und der mehrstimmige
eindegesang finden gegenwärtig immer mehr
breitung und haben sich bald alle Kirchen
ert. Das wollen wir nicht unterschätzen,
ern freudig anerkennen, aber — „**Lasset uns
re heiligsten Güter wahren**", so hat ein
er Mann gesagt, und diese Mahnung wollen
beherzigen. Liegt denn bei einem Vorwärts-
en im Gesange, wie wir es heute sehen und
ken, Gefahr vor, diese Güter zu verlieren?
könnte wohl mancher fragen.

Wir wollen die Sache näher betrachten: wie
in der Vergangenheit war, wie es gegen-
tig ist, und was wir in Zukunft zu erwarten
en. Trotz allem glänzenden Scheine von
te müssen wir zugeben, daß früher der Ge-
g vielmehr gepflegt wurde, wie in der Gegen-
t. In jeder primitiven Schule wurden mit
Kindern systematisch die wichtigsten Choräle
geübt an der Hand des für uns so prakti-
n Ziffernsystems, und jeder einigermassen fä-
e Schüler kannte bei Beendigung der Schule
Nötigste von der Zifferlehre. Die Zentral-
len ergänzten ja bekanntlich noch das Vor-
dene. Außer den prächtigen Chorälen wur-
auch viele schöne Volksweisen: Weihnachts-,
tur-, Heimat-, Abschieds- und Vaterlands-
er geübt; und wenn man z. B. auf einem
ihnachtsabende unter dem Christbaume einen
derchor unter Leitung eines strebsamen Leh-
s so begeistert und hinreißend ein „Stille
cht" oder dergleichen singen hörte, oder wenn
n die Schüler an Schülerabenden die oft
wirklich meisterhaft eingeübten Gesangstücke vor-
tragen hörte, da hob sich unwillkürlich jedes
Gesangliebhabers Brust voller Freude über die
Erfolge im Gesange.

Das war wohl auch die Ursache, warum in
unsern Dörfern auch so leicht und oft mit ver-
hältnismäßig wenig Mühe Chöre zustande ka-
men, die als Laiensänger Dinge fertig brachten,
worüber ein mancher Städter gestaunt hat.

Ja, in der alten Schule wurde der Gesang
meistens wirklich gepflegt, und der Erfolg fehlte
nicht. — Seit nun aber in unsrer neuen Zeit,
wo vieles so ganz anders geworden, die Schule
von der Kirche getrennt ist, womit ja auch der
christliche Gesang daraus entfernt ward, scheint
es fast so, als ob viele Lehrer es so verstanden
haben, daß überhaupt nicht mehr in der Schule
gesungen werden dürfe. — Das ist aber doch
weit gefehlt. Zielbewußt sollte man in den
heutigen Schulen den Gesang umsomehr **pflegen.**
Gibts doch so nette, unschuldige, den Sinn und
das Gemüt der Kinder veredelnde Liedchen über
Schönheit der Natur, über Nutzen der Verwer-
tung der Zeit und vieles andere mehr. — Wo
aber die Lehrer es nicht für möglich finden oder
es sogar nicht für nötig halten sollten, dem Ge-
sange mit den Kindern **einige Stunden** in der
Woche zu widmen, da sollten es sich die Freunde
des Gesanges, der Dirigent oder wer es sonst
sei, zur heiligen Pflicht machen, **mit den Kin-
dern zu singen,** — sei es nun in Kindergottes-
diensten oder in speziell dazu anberaumten Ge-
sangstunden. Die Kinder werden **gerne** singen,—
und wer bei solcher Arbeit einige Zeit und Mühe
opfert, wird reichlich entschädigt werden durch die
Freude und Dankbarkeit der frohen Kinderschar.

Das ist das erste, leichteste und wohl dank-
barste Gebiet, wo unsere Arbeit beginnen sollte.
Nicht weniger wichtig ist aber wohl die zweite
Etappe, d. i. unsere Dorfsjugend. Nicht alle,
die da singen können, singen im Gemeindechor.

Wiederholentlich hat man die Gelegenheit ge-
habt, wenn man in einem mennonitischen Dorfe
nächtigte, daß abends auf der Straße ein wil-
des Gejohl erschallte; und fragte man, wo es
herkomme, so hieß es: „daut es onsi dietsche
Jugend!" Wie helfen wir dem ab? Wie beu-
gen wir dem vor? Bieten wir diesen Sanges-
lustigen Gelegenheit, sich zu einem Männer- oder
Jugendchore zu organisieren? Es darf und muß
durchaus nicht immer nur ein Kirchenchor sein,—

und wir werden sehen, wie gerne unsere Jugend von der Straße ins Zimmer kommt und etwas Besseres singt, als die bunten Gassenhauer. Freilich, einige Ausdauer wird man da an den Tag legen müssen und wollen und nicht gleich den Mut sinken lassen, wenn's anfänglich auch mal ein bischen ausgleist. Der Anhaltende gewinnt! Es dürfen freilich nicht gleich immer nur Kirchenweisen sein, die man mit solch neugebackenen Chören singt, es gibt so kernige gesunde deutsche Volkslieder, wie z. B dieses: „Wer ist ein deutscher Mann? Der für das Groß und Gute, mit felsenfestem Mute beharrlich kämpfen kann, das ist ein deutscher Mann." Und dann der zweite Vers: „Wer ist ein deutscher Mann? Der ohne Furcht und Tadel der Seele wahren Adel niemals entweihen kann", und weiter: „Der kühn vor allen Ohren, dem Weisen und dem Toren, die Wahrheit sagen kann", und „der standhaft stets geblieben, der Freundesliebe üben und Treue halten kann, das ist ein deutscher Mann!" Und wieviel andere schöne Volkslieder gibts, wo echte deutsche Liebe und Treue besungen werden!

Einem Manchen mag es vielleicht zu nahe getreten scheinen, aber — prüfen wir ernst und bilden dann das Urteil. Wieviele von den heutigen jungen Kirchengängern würden es sich wohl übernehmen den tiefsinnigen Choral: „Ich bete an die Macht der Liebe", oder das überwältigende: „Nun danket alle Gott", oder das großartige „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" **auswendig** zu singen von Anfang bis Ende? — Und das war früher keine Seltenheit, daß ganze Gemeinden solch herrliche Gesänge auswendig sangen. — Ja, es ist noch schlimmer, wenn ein Prediger ein Lied vorsagt nach einer bekannten Melodie wie „Die Tugend wird durchs Kreuz geübet" und die Gemeinde kann das Lied nicht singen, weil die Melodie **„unbekannt"** ist! — Diesem und Ähnlichem könnte und sollte abgeholfen werden, indem man, wie schon der Rat in **„Unser Blatt"** gegeben wurde, mit der ganzen versammlten Gemeinde vor Beginn des Gottesdienstes versuchen müßte, die gebräuchlichen und auch **neue** Choräle mehrstimmig zu üben. Es würde das sicher [...] erhebende, dankbare Arbeit sein. Und die [...] der Besucher der Gottesdienste würde sich [...] durch nicht verringern. — Und noch ein be[...]ches Mittel, den Gesang zu pflegen, ist [...] Haus- oder Familiengesang. Werden wir [...] soweit sein, daß unsere Familien singen, da[...] ist vieles gewonnen! — Wenn wir aber [...] alles unterlassen, so werden wir recht bald [...] immer deutlicher mit klaren Augen einen Rü[ck]gang konstatieren müssen und zugeben, daß [...] in der Gegenwart lange nicht so reich an gei[st]lichen Leitern sind, wie wir es in der Verga[n]genheit waren, — und in Zukunft haben [...] nur einen noch größeren Verfall unserer geistig[en] Güter zu erwarten, trotz Dirigentenkursen [...] schöngeübten Gemeindesängerchören.

Dies alles sollte man tun und jenes [...] lassen. Wir sollten nicht in falscher Frömmi[g]keit ein edles Natur- oder Volkslied veracht[en] und mit ihm denjenigen, der es singt o[der] singen läßt. Vielmehr wollen wir alles Schön[e,] Edle, Wahre und Gute besingen und deklamier[en] lassen. Haben wir selbst nur Genuß an geist[li]chen Liedern, so können wir ein gleiches Denk[en] unserer Jugend nicht aufbinden, sondern [...] sollen uns freuen und mithelfen an allen Eck[en] und Enden, daß der Gesang in jeder lieblich[en] Art in unseren Kreisen überall und immermeh[r] gepflegt werden möchte, denn ein Dichter sa[gt] ja recht treffend:

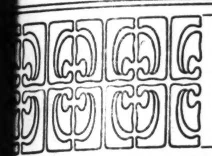
„Wo Gesang ist, laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder."

Anmerkung der Redaktion. Stimmt es mit d[er] Wirklichkeit, wenn es heißt: „Böse Menschen ha[...]ben keine Lieder"? Gibt es denn keine „böse[n]" Lieder? Werden in Städten und Dörfern, b[ei] Trinkgelagen und andern „Festlichkeiten" ni[cht] oft Lieder mit schmutzigem Inhalt gesungen, d[ie] darauf zielen, die Sinneslust zu wecken und [zu] reizen? Jemand hat den Ausspruch getan: „[In] Liedern ist Heil, in Liedern ist Gift", und das [ist] ein wahres Wort. Und weil es ein wahres Wo[rt] ist, so sollten alle, die ein Herz für unsere Jugen[d] haben, nach Möglichkeit mit dazu beitragen, d[aß] sie, unsere Jugend, einen entschiedenen Sinn f[ür] alles Gute, Schöne, Edle, wie es Br. Löwen [in] seinem Referate so treffend ausführt, bekomm[t.] Es ist dieses eine dankbare Arbeit!

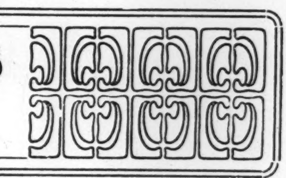


**Was dir als Höchstes gilt: die Überzeugung,
acht sie in andern auch, sie ist von Gott,
und er wird selbst die Irrenden belehren.**

(Grillparzer.)



Mancherlei Fragen und allerlei Antworten.



ndem wir eine neue Rubrik in „Unserem
tte“ einführen, denken wir dem Wunsche
ches Lesers entgegenzukommen.
Mancherlei Fragen sind es, die ihn vielleicht
n lange beschäftigen, auf die er so gern
Antwort erhalten möchte. Es sind dieses
gen, die das Gebiet des sogenannten prak-
en Christentums (gibt es auch ein unprak-
es Christentum?) streifen; Fragen, die oft
t nur den einzelnen, sondern recht viele
ressieren. „Vielleicht denkt auch ein ande-
über die Frage und hat sich eine bestimmte
wort gebildet? Wie mag diese Antwort
en? usw.“
Da möchten wir nun mit dieser Rubrik eine
ielle Sprechecke für unsere Leser einrichten,
sie sich untereinander mit Fragen und Ant-
ten austauschen und sich somit zum weiteren
Forschen in der Schrift und zum Nachdenken über die Wahrheiten derselben anregen.

Wir sind uns von vornherein dessen voll bewußt, daß es hierbei wohl **„mancherlei Fragen“**, aber auch **„allerlei Antworten“** geben wird (sind wir Menschen doch verschieden veranlagt, verschieden geschult, verschieden geführt worden), doch wollen wir nach Möglichkeit die Rolle des objektiven Vermittlers wahren, indem wir die Leser fragen und antworten lassen und nur im äußersten Falle (wenn sich Frage und Antwort nicht mit der Richtung unseres Blattes decken) Gebrauch von der scharfen Redaktionsschere und dem obligaten Papierkorbe machen.

Als Motto dieser Rubrik möchten wir das Wort des Apostels Paulus (1. Theff. 5, 21) setzen: „prüfet aber alles, und das Gute behaltet.“

Frage: **Darf ein Kind Gottes sich der Notlügen bedienen?**

Was antwortet die H. Schrift darauf? (Bitte
age die betreffenden Stellen nach!) Einer-
s heißt es im Epheser 4, 25; 1. Joh. 2, 21
a. (diese Ansicht sagt einem Christen voll-
men zu), aber wie ist denn Josua 2, 4—6;
Samuel. 19, 11—17; 1. Samuel. 20, 4—6;
Kön. 6, 19 u. a. zu verstehen?
Was sagt das tägliche Leben dazu? Darf
Arzt beim Kranken von der Wahrheit ab-
chen? Wenn er z. B. einen Schwindsüchti-
, der nach seiner, des Arztes, Meinung nur
h Tage zu leben hat, vertröstet, er werde
h lange leben. Wäre dem Kranken nicht mehr
ient, wenn er die volle Wahrheit über seinen
stand wüßte, damit er beizeiten sein Haus be-
le und sich auf sein Ende vorbereite?
Sind die Notlügen nicht gleichsam der kleine
nger, den man dem Geiste der Lüge gibt, der
n bald die ganze Hand, ja die Seele des
nzen Menschen in den Besitz nimmt? Kann
n, indem man mit Notlügen anfängt, sich
s Lügen zur zweiten Natur machen? Bedenkt
n hierbei die Folgen?
Ein Beispiel aus dem Leben. Die kleine
na sitzt am Fenster und schaut zur Straße
aus. Die Mutter ist in demselben Zimmer
t Wäschezusammenlegen beschäftigt. Da ruft
e Kleine: „Mama, da geht die Tante Penner
er die Straße, sie kommt wohl zu uns.“ —
Ärgerlich legt die Mutter die Arbeit beiseite. **„Die hätte** auch zu Hause bleiben können,“ brummt sie laut und sagt dann zum Töchterchen: „ich gehe auf den Boden: wenn die Tante nach mir fragen wird, sage ihr, ich sei nicht zu Hause.“ Gesagt — getan. Wie nun die Tante Penner ins Zimmer tritt und nach der Mutter fragt, antwortet die kleine Tina: „Mama ist nicht zu Hause.“ — „Gut,“ sagt die Tante, „dann werde ich auf sie warten, bis sie kommt“, und setzt sich. Verblüfft schaut die Kleine sie an, dann geht sie zur Bodentreppe und ruft in ihrer Verlegenheit so laut, daß die Frau Penner es hören kann: „Mama, ich sagte der Tante, du bist nicht zu Hause, aber sie will auf dich warten. Was soll ich ihr sagen?“ — Was weiter geschah, kannst du dir, lieber Leser, wohl denken: die Tante Penner hat nicht länger gewartet, sie ist böse fortgegangen und ist nicht wieder gekommen. Und das wäre vielleicht nicht das Schlimmste gewesen, aber daß die Mutter mit dieser Notlüge (war es wirklich Not?) den ersten Samen zur Unwahrheit in die Seele ihres Kindes gestreut, einen Samen, der unter günstigen Verhältnissen reife Früchte der Sünde zeitigen kann, das kommt mir so sehr verantwortungsvoll vor. Oder denkst du, lieber Leser, anders? Bitte sehr, mir eine Antwort zu geben.

Ein Wahrheitsfreund.